

Schwarz auf Weiß

SCHÜLERZEITUNG DES STÄDT. GYMNASIUMS IN GUMMERSBACH

8. Jahrgang

Juli 1958

Nummer 1

Frei nach Wilhelm Busch

Die Pause . . .



. . . wird als schön empfunden,
wenn sie nur mit viel Lärm verbunden.

Photo: Solbach



Eh' du einkaufst
in der Stadt . . .
Schau erst mal nach
was Hassel hat!

PASSAGE-KAUFHAUS



im Herzen von Gummersbach

Hubertus-Apotheke

Rudolf Schliwa

Gummersbach-Rhld.

Kaiserstraße 17/19 · Telefon 3066

Walter Hahne

Gummersbach

SCHULBEDARF

Buch-, Papier- und Schreibwarenhandlung
Sämtliche Schulbücher

Erich Jünger

Blumenhaus

Gummersbach

Stadtpavillon

Ruf 20 56

☛ HELIOS- ☛
Blumendienst

Die Tanzschule Potthoff

beginnt nach den Sommer-Ferien 1958 einen

Nachmittags-Zirkel

für die Schülerinnen und Schüler der
beiden Gummersbacher Gymnasien.

Anmeldungen hierzu sind vor den Ferien erbeten.



Adler-Apotheke

INH. J. SCHLICHTER

Gummersbach

Kaiserstraße

Konditorei Café Milchbar

Süße Ecke

GUMMERSBACH · Ruf 2377

Musterring-Möbel machen
die Wohnung zum Heim.



Möbelhaus Brining

GUMMERSBACH

Ecke Wehrenbeul-Feldstraße

DAS SOLLTE DICH INTERESSIEREN!

Am 19. Mai sprach Herr Ministerialrat Dr. Frede in der Heimvolkshochschule Bergneustadt vor Schülerredakteuren zu dem Thema: Erfahrungen mit der Schüler selbstverwaltung. Der folgende Bericht stützt sich auf Aufzeichnungen von F. R. Hausmann Ulla, der mit einigen anderen Redaktionsmitgliedern unserer Zeitung an der Veranstaltung der jungen Presse teilnahm.

Herr Dr. Frede charakterisierte die Anfänge der Schülermitverwaltung vor dem 1. Weltkrieg und gab einen kurzen Überblick über die Entwicklung bis in unsere Tage. Er schnitt die Frage an, ob in jeder Schule ein Vertrauenslehrer gewählt werden sollte, dessen besondere Aufgabe es sei, die Verbindung zwischen Direktor/Lehrerkollegium und Schülerschaft enger zu gestalten, und bejahte sie.

Der folgende Punkt soll uns näher beschäftigen, weil er mir der wesentlichste zu sein scheint. Der Referent führte des näheren aus: Einer Vertretung der Schülerschaft soll es gestattet sein, an Klassenkonferenzen und Disziplinarverfahren gegen einen Schüler teilzunehmen und an der Urteilsfindung maßgeblich mitzuwirken. In anderen Ländern habe sich diese Einrichtung bestens bewährt, und auch auf Grund eigener Erfahrungen meine er sagen zu dürfen, daß Schüler in diesen Dingen oft klarer sehen als die Lehrer. Beispiele: Ein Oberprimar hat in einem Aufsatz die Lehrerschaft verächtlich gemacht und wird von der Schule verwiesen. Die Schülervertretung macht aber das Argument geltend, daß der Schüler zwar von der Schule verwiesen werde, aber dann an eine andere Schule komme und dort sein Abitur mache. In diesem Falle rieten die Schüler zur Milde. Als Gegensatz führte er einen anderen Fall an: 1946 wurde einem Schüler ein Fahrrad gestohlen. Seine Kameraden überführten den Täter, einen Mitschüler. Von der Klassenkonferenz wurde er mit der Androhung der Verweisung bestraft. Die Schüler aber forderten die Verweisung von der Schule und schossen ihn aus ihrer Gemeinschaft aus. Soweit die Ausführungen von Dr. Frede zu dieser Frage.

Beziehen wir diese Äußerungen auf unsere Gummersbacher Schule, so kann die Folgerung nicht ausbleiben, daß wir an unserem Gymnasium in dieser Hinsicht rückständig sind. Selbst die Entgegnung: Andere Länder, andere Sitten, d. h. was dort gut ist, braucht noch nicht für unsere Verhältnisse maßgebend zu sein, entkräftet diese Folgerung nicht. Dennoch können die Ausführungen nicht unwidersprochen bleiben. Mir ist es von den verschiedensten Schulen, die den Schüler-Ordnungsausschuß (sprich: Disziplinarausschuß) eingeführt hatten, bekannt, daß sich die Einrichtung nicht bewährt hat und daß der Ausschuß über kurz oder lang wieder aufgelöst wurde. Als jüngsten Beleg zitiere ich aus der Schülerzeitung „Die Fähr“ des Leibnizgymnasiums Essen-Alteneßen, deren Sommerausgabe 1958 vor wenigen Tagen herauskam und folgenden Beitrag eines Oberprimars enthält:

Ich hatte das ausgesprochen nervenkitzelnde Vergnügen, an einer Sitzung des neugegründeten Ordnungsausschusses teilzunehmen, in dem Schüler über Schüler zu Gericht sitzen. Das soll zu den modernen Erziehungsmethoden gehören.

Man soll sich einmal Gedanken darüber machen, daß schon Anträge gestellt worden sind, bald einmal als An-

Dr. Obendiek:

WO IST GOTT IN AMERIKA?

Das Empire-State-Building ragt spitz wie der Turm einer gotischen Kathedrale aus dem Häusermeer Manhattans. Wenn man von dort aus über den Hudson setzt und vom Heck der Fähre zurücksieht, schrumpft über dem rauschenden Kielwasser das Bild der Riesenstadt immer mehr zusammen. Die Einzelheiten, Millionen von Fenstern, Reklamen, Lagerhäusern, Feuerleitern, glänzende Fassaden und schmutzige Höfe verwischen sich. Das Bild der Stadt wird zeitlos. Und plötzlich kommt es dem deutschen Reisenden in den Sinn: das ist doch beinahe die Silhouette einer alten deutschen Stadt mit ihrem Dächermeer und hoch aufragend über ihnen die Spitze des Doms. Aber New York eine Stadt, die sich schutzsuchend um das Gotteshaus drängt?

Im Empire-State-Building geht es nicht um Gottesdienst sondern um Geschäfte in harten Dollars. In keiner amerikanischen Stadt bildet die Kirche den Mittelpunkt, sondern immer ist es eine Gruppe von Wolkenkratzern, voll von Büros, Bankschaltern und Konferenzräumen. Hier werden die wichtigsten Entscheidungen getroffen, hier möchte der kleine Mann im Klubsessel sitzen und mitreden dürfen. Und wo ist Gott in Amerika?

Als ich mit dieser Frage in den überaus bequemen Zügen durch den weiten Kontinent fahre, sehe ich mit Staunen aus dem Fenster, wo die großartigsten Schöpfungen Gottes an meinem Blick vorüberziehen: Maisfelder bis zum Horizont, feuriges Herbstlaub in Neu-England, der mächtige „old man river“ Mississippi, die Rocky Mountains, die Wüste von Nevada und der Garten Kalifornien. Aber haben die Menschen noch Zeit für Gott? Ich lehne mich zurück und denke an meine Schulzeit. Damals hatte ich gehört, wie die „Pilgerväter“ sich voller Gottvertrauen, um ihres Glaubens willen verfolgt, dem Segler „Mayflower“ anvertraut hatten, um nach mühseliger Überfahrt über den Atlantik 1620 in Plymouth Rock zu landen und bei der Gründung dieses großen Landes mitzuwirken. Gedankenvoll drehe ich ein 1-cent-Stück in der Hand. Auf der Rückseite steht eingepreßt „In God we trust“. Oder sollte es vielleicht ehrlicher heißen „In Gold we trust“?

Zunächst bin ich enttäuscht von vielen Kirchenbesuchen. Da ereignet sich oft das selbe, etwa so: „Ach ja, der Gottesdienstraum; aber kommen Sie vorher und bewundern Sie unsere Gemeindegüche im Keller und unsere Gemeindefurnhalle hinter dem Haus!“, ermuntert mich der Pastor. Wie, denke ich, ist man hier lie-

Amerika ist wichtig für uns, darum sollten wir es gut kennenlernen. Wir erfahren heute etwas über eine bestimmte Seite des Landes: das religiöse Leben. Ist das politisch führende Land des Westens noch christlich?

ber „hamburger“, als daß man betet, spielt man lieber basketball, als daß man am Gottesdienst teilnimmt? Als ich nun doch den kitschig ausgestalteten Kirchenraum betrete, sehen meine erstaunten Augen in friedlichem Beieinander eine Kirchenfahne und das Sternbanner. Wie, gibt es hier Nationalsozialisten, die Gott und die Kirche für die Ehre des eigenen Volkes mißbrauchen wollen? Und ich erinnere mich an das Plakat am Postamt, auf dem für die nationalen Streitkräfte geworben wird: ein Soldat kniet vor einem bunten Kirchenfenster und hält mit verklärtem Aufblick eine brennende Kerze in der Hand. „Melde dich freiwillig zur Marineinfanterie!“

Und weiter geht die Wanderung durch das Kirchengebäude. Jugendsäle, praktisch, hell und luftig, aber in fast jedem prangt an der Wand ein Porträt Jesu in weißem Kittel, mit wallendem Bart und gelocktem Haupthaar. Wie, kann dieses süße Gesicht einen Jungen begeistern? Mehr noch, muß dieses Gesicht, das ja einen Weißen darstellt, nicht einem Negerjungen die Person Jesu noch viel fremder machen? Dabei fällt mir ein, daß im Süden des Landes die Kirche rassengrenzt ist. Ein junger Negerstudent sagte sehr bitter: „Eine Kirche, die ihre Tür nicht Weißen und Schwarzen zugleich öffnet, ist Zeitverschwendung!“

Sonntagsmorgens höre ich eine Predigt. Es wird mir von der Kanzel mitgeteilt, daß ich alle Sorgen loswerden könne, wenn ich nur fest glaube, daß schon alles wieder gut wird. Soll ich mich nun wie Münchenhausen an meinen eigenen Haaren aus dem Sumpf meiner Sorgen ziehen? Wo bleibt die Bibel mit ihrer Nachricht, daß wir nicht Sorgen, sondern Schuld haben, daß aber Gott uns schon geholfen hat? Abends kommen viele hundert Jungen und Mädchen in der Kirche zusammen, wo sie im Dunkeln Kerzen entzünden und zu ihrem romantischen Flakkern Lieder singen, deren sentimentale Melodien sich kaum von den Schlagern der Doris Day unterscheidet.

Vom Internationalen Studentenhotel in New York sieht man unmittelbar vor sich über dem Hudsonufer die Riverside-Church, eine gewaltige Kirche im gotischen Stil, vor wenigen Jahrzehnten von Rockefeller's Geld erbaut. Was den deutschen Reisenden überrascht und was ihm sehr mißfällt, ist die Tatsache, daß der Turm der Kirche um ein Drittel zu hoch ist. Zu hoch, gemessen an der Länge des ganzen Baus. Die nordfranzösischen Kathedralen haben das richtige Verhältnis

geklagter vor dem Ordnungsausschuß erscheinen zu dürfen. Von Autorität ist also keine Spur. Als einziges: ein amüsiertes, halb mitleidiges Lächeln des Angeklagten und ein emsiges Suchen der gewichtigen „Herren Richter“ nach einer Strafe, die alle zufriedenstellt, sie selbst, die „graue Eminenz“ (den verantwortlichen Lehrer) und vor allen Dingen den Angeklagten.

Traut man uns denn wirklich zu, für einen Gleichaltrigen eine bessere Strafe zu finden als die Lehrer? Wenn sich schon die Schülermitverwaltung nur durch verzweifelte Apelle des Schulsprechers über Wasser hält, so hat ihr neuer Zweig, der „Ordnungsausschuß“,

bisher seine Gründung in keiner Weise rechtfertigen können.

Sein einziger praktischer „Erfolg“:
1. Er ist eine Quelle für (gute) Witze.
2. Einige Schüler verstoßen ständig gegen die Aufsichtspflichten, weil sie auf baldige „Aburteilung“ hoffen.

Ich schlage deshalb vor, den Ordnungsausschuß von Lehrern besetzen zu lassen oder ihn in aller Stille aufzulösen.

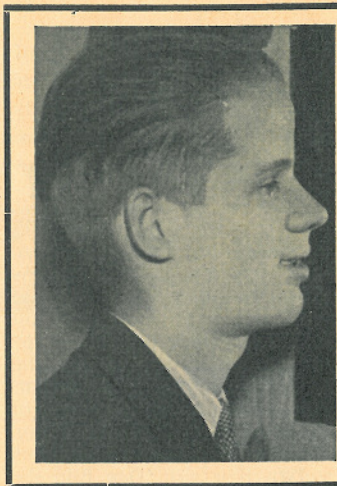
Auch andere Äußerungen und Urteile in dieser Richtung sind mir, wie gesagt, bekannt geworden. Sollten demgegenüber unsere Schüler so ganz anders geartet sein? Vielleicht sind wir in Gummersbach doch nicht ganz so rückständig! - f -

von Turmhöhe und Kirchenlänge. Aber dieses Bauwerk sieht ein bißchen wie eine Giraffe aus. Warum hat man den Turm so hoch gezogen, daß er alle umliegenden Gebäude überragt; hat man es zur Ehre Gottes oder des reichen Rockefeller getan? Scheinbar spielt das Geld auch in der Kirche eine wichtige und manchmal nicht schöne Rolle. Ein Pastor sagte zu mir: „Wissen Sie, wenn ich predige, stehen immer Autos im Gesamtwert von einer Million Dollar vor dem Kirchenportal!“ Es werden viele neue Kirchen gebaut, aber oft mit besonders teuren, wenn auch häßlichen Schnörkeln und Türmchen, Fenstern und Altären, damit man die Finanzkraft der Gemeinde sieht. Und andere, arme Gruppen können kaum ihren Pfarrer ernähren.

Eines Tages sitze ich im Zug nach dem Süden. Draußen ist es brütend heiß, aber der Zug mit hermetisch geschlossenen Fenstern hat eine wunderbare Klimaanlage, die die Temperatur immer angenehm kühl hält. So kann man es sich bequem machen, ein wenig lesen, ein wenig aus dem Fenster auf die dunkelgrünen Zuckerrohrfelder schauen oder das Erlebte überdenken. Das ist doch alles etwas bedrückend! Ist nicht Amerika die Vormacht in der Abwehr des gottlosen Kommunismus? Und doch könnte man meinen, das Land habe seine Pilgerväter vergessen, Büros an die Stelle der Kirchen gesetzt, Gemütlichkeit an die Stelle des Gottesdienstes, allgemeine Ermunterung an die Stelle der Predigt und Kitsch an die Stelle von wirklicher Kunst, es habe vielleicht sogar Gottvertrauen durch Geschäftsgeist ersetzt. Nun, mag sein, es hat auch daran gelegen, wie der Reisende sich in Amerika umgesehen hat. Es kann ja sein, daß er die dunklen Seiten der Sache sehen wollte. Und da fällt er den Entschluß, nun einmal die Augen aufzusperren und nach solchen Menschen und Dingen Ausschau zu halten, die Gottes Wirken erkennen lassen. Unterdessen verlangsamt der Zug sein Tempo und hält. Zwischen Palmen und Eichen, die mit spanischem Moos behangen sind, steht das kleine Bretterhäuschen des Bahnhofs von Cainesville in der heißen Mittagssonne. Ich bin am Ziel.

Von einer Negergemeinde bin ich eingeladen. Unsicher betrete ich die kleine weiße Holzkirche im Vorort. Die schwarze Gemeinde ist schon versammelt. Und dann beginnt der Gesang. Weggespült ist jede Erinnerung an die ersten Melodien des deutschen Gesangbuches oder an die Sentimentalität des Kerzenabends in Minnesota. Hier umdröhnt ihn etwas ganz anderes: Klopffende Hände, stampfende Füße, Halleluja-Rufe, spontane Gebete, die Orgel hämmert dazu im mitreißenden Rhythmus. Das Gebäude bebte. Als der Lärm abebbte, erhebt sich der schwarze Prediger und begrüßt den Bruder aus dem fernen Land. Als dieser verlegen einige Worte sagt und es ausspricht, daß wir alle zusammengehören, schallt ihm „Amen!“, „Halleluja!“ entgegen und viele Köpfe nicken eifrig. Nach dem Gottesdienst stehe ich noch ganz benommen am Ausgang und muß mir die laute Herzlichkeit der Kirchenbesucher gefallen lassen. Sie gehen fort, ich bleibe verwirrt zurück und muß an Jazz-Abende, „jam-sessions“, denken, die vom gleichen Rhythmus beherrscht waren.

Der alte, hagere, braune Mann in weißen Hosen, bei dem ich in Florida wohne, hat am Morgen im Garten eine Klapperschlange aufgestöbert und erschossen. Ein nicht ungefährliches Abenteuer, aber er ist wortkarg und macht daraus keine Heldentat. Schweigend nimmt er stattdessen seinen Gast in eine store mit, mißt ihm dort Hemd und Schuhe an und



† Friedrich Bickenbach

Am 11. Februar 1958 verschied nach Jahren schweren Leidens unser lieber Mitschüler Friedrich Bickenbach im jugendlichen Alter von 18 Jahren. Durch sein freundliches und hilfsbereites Wesen erwarb er sich die Liebe seiner Klassenkameraden der OIII b, durch seine Geduld, mit der er sein schweres Kreuz trug, unser aller Hochachtung. Lehrer und Schüler des Städtischen Junggymnasiums Gummersbach werden dem allzufrüh Verstorbenen ein gutes und ehrendes Andenken bewahren.

Im Namen der OIII b
Harling, Studienrat

Im Namen des Lehrerkollegiums
Kauer, Studienrat

schiebt ihn, als es ans Bezahlen geht, schweigend aus dem Laden. Ein wortloses Geschenk. Und da sind noch unzählige andere, die einfach unerwartet freundlich zu mir sind, der ich ihnen doch völlig fremd bin. Ein Neger in New York nimmt mich von einer Bank im Park mit in sein Zimmer, schenkt mir einen drink ein und läßt mich von Deutschland erzählen; ein berühmter Professor lädt mich in ein kleines Restaurant zum Mittagessen ein und spielt dann noch den Taxifahrer; die alte Dame und ihr Mann bieten mir ein erholendes Wochenende auf dem Land; ein armer Student überläßt mir ein wertvolles Buch; eine Gruppe von Jungen und Mädchen sammelt Geld und kauft mir davon eine Badehose und „blue jeans“. Das sind die kleinen Taten der Nächstenliebe, aus denen sich auch die großen Hilfsorganisationen speisen. Deutschland war lange Zeit einer der am großzügigsten bedachten Empfänger von Geld für Flüchtlings-siedlungen und anderer Hilfsmaßnahmen und für eine Flut von CARE-Paketen.

Nicht zuletzt kommt diese Hilfsbereitschaft der Amerikaner daher, daß sie gut zuhören können, wenn ihnen von der Not anderer Menschen erzählt wird. Immer wieder wollen sie Genaueres wissen über das Flüchtlingsproblem und das Leben in der Zone. Aber nachdem sie zugehört haben, stehen sie auf und tun etwas. So oberflächlich dem Reisenden zuerst die Predigten erscheinen, man merkt doch bald, daß sie immer etwas sehr Wichtiges enthalten: den Aufruf zur Tat. Es ist dort nicht so wichtig, ob ein Bibeltext auch wirklich so ausgelegt wird, wie es sein müßte, wenn nur nach dem Gottesdienst etwas geschieht: ein Haus wird für den armen Nachbarn gebaut, ein Farm für Waisenkinder eingerichtet, ein Negerfreund dahin mitgenommen, wo sich sonst nur Weiße aufhalten.

Einmal sagte ein Amerikaner etwas mutlos: „Unser Land ist nicht mehr christlich, nur noch 50 Prozent gehören einer Kirche an!“ Aber sehen wir genauer zu: Man wird dort nicht in eine Kirche hineingeboren wie bei uns, sondern jeder Junge und jedes Mädchen steht einmal vor der Frage, ob sie überhaupt einer Kirche angehören wollen. Bei uns ist man drin und kann nein sagen, in Amerika ist man draußen und kann ja sagen. Und da drängt sich die Frage auf: Ist das nicht viel aufrechter und ehrlicher als unser System? Wenn hier 50 Prozent ja sagen, ist das eine bessere Sache, als wenn bei uns 90 Prozent aus Faulheit nicht nein sagen. Christ sein ist in Amerika ein Entschluß.

Eines Abends werde ich gefragt: „Warum hängt eure deutsche Kirche mit ihren Kirchensteuern vom Staat ab, ist sie nicht wie eine kleine Schaluppe im Kielwasser des Staatsschiffes, muß sie nicht alles gut-

heißen, was der Staat tut?“ Es kostete viel Zeit, die deutschen Kirchensteuern zu erklären, und dabei erfahre ich: Es gibt keine Kirchensteuern in Amerika! Glaubensgemeinschaften leben so lange wie die Mitglieder opferwillig sind, sie zu unterstützen. Darin steckt doch auch ein gutes Stück Ehrlichkeit!

An einem anderen Abend bin ich zu einem Tanz in New York eingeladen. Es geht hoch her. Aber im Trubel fällt mir doch eins auf: wie verschieden die Teilnehmer gekleidet sind. Vom ärmlichen Sonntagsstaat bis zum Abendkleid und Dinnerjacket ist alles vorhanden. Nanu, denke ich, wie kommt das? Und ein Mädchen erklärt es mir: „Sie müssen verstehen, wir sind hier auf der Grenze zwischen der Fifth Avenue mit ihren Luxusetagen und Harlem mit den slums. Das sind zwei Welten. Wir jungen Leute versuchen aber den Zaun, der uns trennt, niederzureißen!“

In Los Angeles arbeiten einige Studenten, weil sie von der Not in den Dörfern Indiens gehört haben, in Gaststätten als Aushilfskellner und in Tankstellen als Autowäscher. Sie wollen hinüber helfen und dazu brauchen sie Geld. Nachts sitzen sie über ihren Büchern und versuchen, etwas über Indien zu lernen.

Auch das Vorurteil gegen Küche und Turnhalle in der Kirche habe ich bald verloren. Warum nicht gemeinsam essen; hat nicht auch Jesus darin immer wieder ein Gleichnis für Gemeinschaft unter Menschen gesehen? Man lernt sich kennen, sitzt nicht mehr so stumm und anonym nebeneinander im Kirchenraum. Und auch die Turnhalle ist etwas Wunderbares: Essen und Sport gehen sehr wohl mit Gottesdienst zusammen. Christentum ist nicht nur für steife Leute.

Am Fuß der 50. Straße liegt Pier 90. Langsam schiebt sich der mächtige Leib der „Queen Mary“ in den Hudson hinaus. Der Nebel lichtet sich, als sie langsam den Fluß hinuntergleitet zu ihrer Fahrt nach England. Ich stehe an der Reeling, und da ist wieder das Empire-State Building zu sehen. Beherrschend erhebt es sich über das Gewirr der Dächer. Wieder frage ich mich: Ist Amerika christlich? Nun muß ich doch sagen: Ja, auf seine Weise spricht dies Land seinen Glauben aus: In den vielen guten Taten Unzähliger, in den großen Hilfsorganisationen, in den praktischen Predigten, in der Begeisterung für eine gute Sache, im spontanen Gottesdienst der Neger, in der Aufrichtigkeit und Spendefreudigkeit der Kirchen ohne Steuern und im Gemeinschaftsgefühl der versammelten Alten und Jungen. Und das alles sind nur Ausschnitte, flüchtige Begegnungen. Ja, dieses Land ist christlich in einem großartig praktischen und unbefangenen Sinn.

Skiferien IN DEN RADTÄDTER TAUERN

In Gummersbach gehört es allmählich schon zur Tradition, daß Studienrat Kirchesch die Osterferien mit einer Schar ski-begeisterter junger Leute zwischen 10 und 50 in den Alpen verbringt. Diesmal war das Ziel wie im Vorjahr der Zauchensee in den Radstädter Tauern. Ob nun alle nur aus Sportbegeisterung mitgefahren sind oder etwa aus Interesse an der ebenfalls vertretenen „Konkurrenz“, soll hier nicht näher untersucht werden.

Beginnen wir also mit dem Start. Der war am 28. März 1958, genau 19.26 Uhr. Zu dieser Zeit fährt nämlich in Gummersbach der Zug nach Köln ab. Und mit ihm die oben erwähnte ski-begeisterte Schar. Die besorgten Eltern sind in großer Zahl am Bahnhof erschienen, um ihren Kindern noch einmal die nötige Vorsicht vor Beinbrüchen und ähnlichen Verletzungen einzuschärfen. Zum Glück hat der Zug nur zwei Minuten Aufenthalt und beendet schnell die drohenden Abschiedsszenen. Kaum sind wir glücklich abgefahren, als bereits die ersten Sportler Zigaretten und Skatkarten hervorziehen, wahrscheinlich um in der Übung zu bleiben. Während der Wartezeit in Köln gehen viele ins „Aki“; in der Wochenschau kann man einen verunglückten Skifahrer bewundern, der gerade ins Krankenhaus gebracht wird.

Man bekommt dadurch gleich den richtigen Vorgeschmack.

Die Nacht verbringen wir im Liegewagen-Expreß nach Salzburg. Die Antialkoholiker legen sich aufs Ohr, die anderen setzen sich in den Speisewagen. Da wir nicht viele Antialkoholiker haben, sind wir am anderen Morgen recht schaffene müde, manche haben um halb elf ihre Betten noch nicht abgebaut.

Nachdem wir in Salzburg ohne Schwierigkeiten durch den Zoll gelangt sind, steigen wir in einen original österreichischen Bummelzug ein, der uns nach drei oder vier Stunden — einschließlich einer Stunde Umsteigepause — nach dem 80 km entfernten Altenmarkt bringt. Hier liegt bereits Schnee. Unsere Rucksäcke und Skier werden auf ein Kettenkrad verladen. Zur Erläuterung für Nicht-Zauchenseefahrer: Dieses Gefährt ist eine Kreuzung aus einem Tempo-Wiking und einem Panzer. Vom Wiking hat es die Vorderrad-Aufhängung und die Ladefläche, von einem Panzer die Raupenkettchen und den Spritverbrauch. Es hat einen Anhänger mit Schlittenkufen, der schlittert unterwegs einmal in den Zauchbach und verhilft unseren Skiern zu einem kühlen Bad. Sonst ereignet sich nichts Besonderes. Wir dürfen die dreizehn Kilometer bis zur Hütte zu Fuß gehen. Eigentlich sind es zwei Hütten, im Zauchenseehaus befinden sich die Aufenthaltsräume und ein Teil der Schlafräume, der andere Teil übernachtet im Jagdhaus. Zwischen beiden Hütten liegt der Zauchensee, der um diese Jahreszeit in 1350 m Höhe natürlich noch völlig zugefroren ist.

Am Abend müssen wir uns natürlich noch erst um die Verteilung der Betten streiten. Aber nachdem wir die Rucksäcke an dem heiß erkämpften Platz ausgepackt haben, steigen wir gleich in die Falle, um uns von den Anstrengungen des Tages zu er- und den versäumten Schlaf nachzuholen. Am anderen Morgen werden wir um viertel nach sieben geweckt und sind erbost, als wir feststellen, daß das Frühstück erst um acht stattfindet und wir folglich um mindestens 40 Minuten Schlaf gekommen sind. Man teilt uns mit, daß heute, am Sonntag, kursfrei

ist, es kann aber jeder für sich laufen. Diese Anordnung wird allerdings bald bereut, denn gleich an diesem ersten Tag gab es die meisten Verletzten des ganzen Urlaubs. Innerhalb weniger Stunden werden drei oder vier mit Verstauchungen herbeigetragen. An den anderen Tagen ist dann außer Skisalat und einem Bänderriß nichts mehr passiert. Mit einem gewissen Prozentsatz Verletzter muß man immer rechnen, deshalb muß auch jeder Teilnehmer bei einem Sportverein versichert sein. Bewundernswert ist es, daß Studienrat Kirchesch jedes Jahr diese schwere Verantwortung auf sich läßt.

Doch zurück zum Sonntag. Der ist — getreu seinem Namen — einer von den anderthalb bis zwei schönen Tagen, die uns von Petrus zugedacht sind. Da bleibt natürlich für den Rest nicht mehr viel Sonnenschein übrig. Manche, die zuhause eine tiefe Skifahrerbräune vorzeigen wollten, hadern mit ihrem Geschick. Da es aber viel schneit und meistens



Photo: Billig Olla

ziemlich kalt ist, kommen wenigstens die Liebhaber stäubenden Pulverschnees auf ihre Kosten.

Am Montag beginnt dann der eigentliche Kurs. Nach dem Frühstück werden wir in Gruppen eingeteilt: In der ersten sind naturgemäß die Besten, die sich dafür ein gemütliches Leben machen. In der zweiten sind eifrige Tourenfahrer; die in der dritten sind so eifrig, daß sie meistens eine halbe Stunde zu spät zum Essen kommen. Die vierte mit dem hoffnungsvollen Nachwuchs übt meist am Hang. Außerdem existiert noch eine inoffizielle „Gruppe Liegestuhl“, die bei der erwähnten Witterung ein klägliches Schattendasein fristen muß.

Zunächst trampeln wir natürlich alle Mann hoch auf den „Idiotenhügel“. „Trampeln“ ist durchaus wörtlich zu nehmen, denn wir müssen uns in dem tiefen Schnee erst einmal eine Bahn treten. Natürlich kommen sich dabei die verschiedenen Gruppen ins Gehege. Als die Platzverteilung endlich geklärt ist, geht man daran, die verblichenen theoretischen und praktischen Kenntnisse wieder aufzufrischen. Von der Spitzkehre bis zum Stemmenschwung wird alles durchgekaut. Jedesmal wenn die Bahn so voller Badewannen ist, daß man nicht mehr fahren kann, klettert man ein Stück höher. Bald sind wir ziemlich abgekämpft und recht froh, als es Zeit zum Mittagessen wird.

Das Essen geht nach einem strengen Ritual vor sich: Wenn alle Portionen auf dem Tisch stehen, brüllen ein „Vorbeter“ und der Chor abwechselnd aus vollem Halse: „Gu-u-uten — Hunger! —

Alle Maaan — ran!! — — Ha-aa-aut — rein!!!“ Wer vorher anfängt zu essen, muß einen Schilling in die Hüttenkasse zahlen, ebenso wer die Tür offen läßt oder irgendeinen Teilnehmer mit „Sie“ anredet. Das freundschaftliche „Du“, das überall unter Skifahrern gebräuchlich ist, trägt viel zu der kameradschaftlichen Atmosphäre auf der Hütte bei. — Die Hüttenkasse wird dazu verwendet, Fensterscheiben, Bilder und Gläser zu bezahlen.

Die Wiesersche Küche, die hauptsächlich mit Nudeln und „Reismatsch“ arbeitet, findet bei uns nicht viel Beifall, daher gehen die Hungerigsten gleich nach dem Essen zum Nachbarwirt und verteilen dort noch eine Portion. Kurz nach dem Mittagessen kann man manchmal die halbe Gesellschaft „drüben“ finden, sehr zum Mißvergnügen unseres Wirts.

Am Dienstag oder Mittwoch beginnen wir mit den leichteren Skitouren, die uns zum Roßkopf, zum Hirschkopf und zur Arche führen, den niedrigeren Gipfeln des Zauchtales. In den nächsten Tagen besteigen wir dann den höheren Gamskogel und das Tagweideck. Auch die schwierigeren Gipfel, den Strimskogel und den Schwarzkogel, bezwingen wir in den letzten Tagen. Leider finden mindestens 80 Prozent der Touren bei schlechtem Wetter statt.

Um nicht zu einseitig zu werden, ziehen sich einige in den späten Abendstunden mit einem Kasten Bier auf ihr Zimmer zurück. Es geht ziemlich turbulent zu. Am anderen Morgen spricht sich die „Obere Heeresleitung“ ziemlich eindeutig gegen derartige Exzesse aus. Aber irgendetwas muß man ja abends tun. Also wird am Ostermontag ein „dancing“ veranstaltet. Einige haben sich Kleidungsstücke von den Mädchen geholt und sich damit entsprechend ausgestattet. Trotz des Duftes nach billigem österreichischen Knaster, Skifahrersocken und ähnlichen Sachen wird es sehr gemütlich, und mancher Protest wird laut, als Herr Wieser um elf Uhr das Tonband abschaltet.

Die Gruppen aus dem Zauchenseehaus und dem Jagdhaus geben je einen Hüttenabend, auf dem die bewährten Spezialitäten Tonis (Hüttentaufe usw.) vorgeführt werden, die stets neuen Lacherfolg erzielen. Außerdem gibt es viele Spiele, für die Preise ausgesetzt sind: Wettsingen, Wettreden, Quiz und vieles andere. Am Anfang und Schluß steht immer gemeinschaftliches Singen.

Weil es beim Nachbarn gemütlicher ist, beschließen wir, das Abschiedsfest dort zu feiern. Herr Wieser macht ein ziemlich feindseliges Gesicht, als sich seine Hütte immer mehr leert, die letzten befördert er beinahe mit einem Fußtritt hinaus. Als Gegenmaßnahme erklärt er, um zehn mache er die Bude dicht, die übrigen sollten sehen, wo sie blieben. Den Bewohnern des Jagdhauses ist das natürlich ziemlich egal, aber die Zauchenseehäusler beschließen, nachdem sie bis nach Mitternacht gefeiert haben, durch das Hinterfenster einzusteigen. Das wäre auch gut gegangen, wenn nicht ein „Invalide“ mit seinem lädierten Bein ein paar Kästen Bier umgeworfen hätte. Herr Wieser eilt natürlich sofort herbei und hält uns eine Standpauke, daß die Wände wackeln. Wir verziehen uns in die Zimmer und überlassen ihn seinem Zorn.

Der Abschied am anderen Tag gestaltet sich verständlicherweise nicht besonders freundlich. Trotzdem sind wir wohl alle ein wenig traurig, als wir einen letzten Abschiedsblick auf das schöne Zauchtal und seine Berge werfen.

Jürgen Holzhauser OII a

**DER HERR BUNDESMINISTER
AN UNSERE ZEITUNG**

An die Schülerzeitung
des Städt. Gymnasiums Gummersbach
„Schwarz auf Weiß“

Bad Godesberg, den 29. März 1958

Ich habe mich sehr gefreut, daß Sie in der Nr. 2/58 Ihrer Schülerzeitung meiner Person anlässlich der Verleihung des Bundesverdienstordens gedacht haben und danke Ihnen bestens für Ihre Gratulation.

Im übrigen freue ich mich immer, von Gummersbach etwas zu hören, und Sie haben vielleicht auch inzwischen der Presse entnommen, daß ich für die Physik- und Chemie-Arbeitsgemeinschaften der Höheren Schulen im neuen Haushaltsplan meines Ministeriums zunächst einmal 6 Millionen DM vorgesehen habe, die hoffentlich vom Parlament genehmigt werden. Mein dahingehender Versuch, die Höheren Schulen besser auszustatten, ist nicht ganz unbeeinflusst gewesen durch meinen Besuch in Gummersbach.

Mit freundlichen Grüßen und guten Wünschen

(gez.) S. Balke

**ERFREULICHES AUS UNSEREM
SCHULALLTAG**

ODER: WAS UNS GEFALLEN HAT.

Stilblüten und erheiternde Merkwürdigkeiten aus dem Unterricht, die des Berichtens und der Erinnerung wert sind.

Der Redaktion wurden keine mitgeteilt, demnach

Fehlannonce

Woraus die Redaktion schließt, daß während der Berichtszeit in unserer Schule mit 19 Klassen nichts Derartiges vorgefallen ist (oder ist es uns etwa nur nicht bekannt geworden?). - red. -

WAS UNS NICHT GEFALLEN HAT

Wünsche, Änderungswünsche, Anregungen und Vorschläge von unseren Schülern.

Der Redaktion wurden keine mitgeteilt, demnach

Fehlannonce

Woraus die Redaktion schließt, daß unsere Schüler während der Berichtszeit wunschlos glücklich waren (oder ist es uns etwa nur nicht bekannt geworden?). - red. -

Wiederholung aus Nr. VII/2

**An unsere Ehemaligen
SCHULJUBILÄUM 1959**

Ostern 1959 blickt unsere Schule nach einer fast 200jährigen Geschichte als Lateinschule, Realschule, Oberrealschule, Oberschule für Jungen und Gymnasium auf ein 50jähriges Bestehen als Vollenstalt zurück. Ostern 1909 bestanden die ersten 17 Abiturienten die Reifeprüfung.

Aus diesem Anlaß möchten wir ein Buch herausgeben, das neben Aufsätzen, Anekdoten und Bildern aus der Geschichte der Schule eine Liste aller ehemaligen Abiturienten mit den wichtigsten Angaben über ihren Lebensweg enthalten soll. Zu diesem

Das

„perfekte Laienspiel“

Von H. J. Potratz

Vom 4. bis 8. Juni besuchte eine englische Drama Group unsere Stadt und brachte uns Shaws „Fanny's First Play“. Man könnte zu der Aufführung viel Gutes oder auch viel Kritisches sagen, wie man es eben zu einer solchen Darbietung sagt, wie es z. B. unsere Tageszeitungen auch gesagt haben. Wir wollen aber nicht wiederholen und auch nicht widersprechen. Also brauchte man überhaupt nichts mehr zu der Sache zu sagen, wenn nicht . . . , ja, wenn nicht . . . !

Wenn nicht die Sache mit dem „perfekten Laienspiel“ wäre. Dieser Ausdruck stand nämlich in einer Zeitung.

Eine Drama Group ist keine Laienspielgruppe, genauso wenig wie die Harlem Globetrotters Handballspieler sind. Man darf also nach einem Basketballspiel dieser Artisten nicht schreiben: „Ein Handballspiel von solcher Perfektion haben wir in Gummersbach noch nicht gesehen.“ Das ist Unsinn.

Allein in London gibt es um 4000 (viertausend) Drama Groups. Ihre Mitglieder sind allerdings keine Profis, sondern Amateure. Das hindert nicht, daß ehemalige Berufsschauspieler in ihnen mitwirken (wie z. B. auch bei unserem Besuch). Ich wähle absichtlich Worte aus der Welt des Sports, denn auch im übrigen hat das Play Acting viel mit dem Sport gemeinsam. Da sind zunächst die „Ausscheidungskämpfe“. Sie finden distriktweise statt. Eine Anzahl Drama Groups trifft sich zu einem Wettkampf. Jede Gruppe führt „ihr“ Stück vor. Und dann gibt es von einem Schiedsrichtergremium „Punkte“. Die Richtlinien dafür liegen genau fest. Punkte gibt es z. B. für „Choice of Play“. Es entzieht sich meiner Kenntnis, wonach diese Wahl gewertet wird; aber ich könnte mir denken, daß etwa der literarische Wert des Stückes, die Schwierigkeit, die es der Darstellung bietet, oder seine Seltenheit maßgeblich sein können. Punkte aber gibt es auch für Beleuchtung, Bühnenbild, Kostüme, Spiel, Sprache, Regie. Auf diese Weise wird der „Distriktssieger“ ermittelt. Und auf gleicher Weise geht es mit den siegreichen Stücken durch mehrere Stationen bis ins „Semifinale“ und ins „Finale“ (diese Ausdrücke werden tatsächlich in diesem Zusammenhang gebraucht). Ins Finale rücken vier „Landessieger“ vor, je einer von England, Irland, Schottland und Wales. Und am Ende steht die „Meisterschaft“. Tja! Da können wir deutschen Laienspieler nur staunen.

Gute Producers (Regisseure) sind gesucht. Sie sind nebenberuflich — neben-

beruflich, d. h. gegen Bezahlung — in mehreren Gruppen tätig, ähnlich wie es in Deutschland manche Chorleiter sind. Es wird keineswegs von ihnen erwartet, daß sie ihre Fähigkeit kostenlos in den Dienst der Freizeitgestaltung der andern stellen. Es ist doch wohl sonnenklar, daß bei einem derartigen öffentlichen Interesse, bei einer solchen Anerkennung durch andere die Leistungen steigen, da jeder — vom Spieler bis zum Beleuchter — angespornt wird. Wie anders in Deutschland!!

Auch das Ziel der englischen Drama Groups ist ein anderes. Sie wollen eine möglichst genaue Kopie des professionellen Theaters erreichen. Der Regisseur ist der Beste, der seine Amateurspieler so anzuleiten versteht, daß man sie mit Berufsschauspielern verwechseln kann. Wir denken auch in diesem Punkt anders.

Noch etwas: Wenn man daran denkt, mit einer solchen Group auf eine Tournee zu gehen, so sucht man sich eine gute Gruppe, die gerade ein geeignetes Stück einstudiert hat (oder was man für geeignet hält). Der Producer wird sich bemühen, anderen Vereinen gute Spieler abspenstig zu machen. Auch der Ruf des Producers zieht Spieler an (oder stößt sie ab — je nachdem).

Aus alledem ist wohl zu entnehmen, daß die Tätigkeit der Drama Groups in England sich leicht mit der Tätigkeit von Sportvereinen vergleichen läßt. In Deutschland ist das ganz anders. Es läßt sich viel für und viel gegen das eine wie das andere sagen. Ich will versuchen, das Wesen des deutschen Laienspiels davon abzugrenzen.

Der Ursprung des deutschen Laienspiels in der Jugendbewegung, d. h. also im Bekenntnishaften, ist heute nicht mehr sichtbar. Damals war das Spiel ein Mittel des Protestes. Das ist es lange nicht mehr. Auch sein Gegensatz, ja, seine Feindschaft gegen das Berufstheater ist lange überwunden. Mirbt selber spricht von „Laientheater“. Und doch wirkt das Tun der Drama Groups auf uns fremdartig. Wie kommt das?

Nie ist uns die Leistung das Wesentliche. Das habe ich zwar schon unzählige Male gesagt, aber niemand nimmt es mir ab. Immer wieder wird die Aufführung als das A und O unserer Bemühungen angesehen, und für sie bekommen wir die mehr oder weniger wohlwollenden Zensuren. Es kommt aber nicht darauf an, daß ein Spiel so vollkommen wie möglich dargeboten wird, sondern darauf, daß Laien, in unserm besonderen Falle Schüler ein Spiel so vollkommen darbieten, wie es ihnen möglich ist. Wir messen den Wert eines Schülersatzes auch nicht daran, ob er einem möglichen Lehreraufsatz über das gleiche Thema möglichst nahekommt. Aus dem gleichen Grunde ist auch die Leistung eines Berufsschauspielers nie Maßstab für die eines Laienspielers. Das Erleben des einzelnen Spielers ist das Wesentliche.

Bleiben wir aber bei dem, was uns das Wesen der englischen Drama Group lehrt. Könnten wir davon etwas übernehmen? Ich bin überzeugt, daß das in Deutschland schwer wäre. Wettkampfgedanken auf kulturellem Gebiet? Ist das nicht unter unserer Würde? Verstößt das nicht gegen unser eingeborenes Verlangen nach „Tiefe“? Zwar hat man Ähnliches schon im

Zweck erbitten wir über alle ehemaligen Abiturienten folgende Angaben:

1. Geburtsdatum und -ort; 2. Wohnung während der Schulzeit; 3. Kriegsdienst, Einsatz u. ä.; 4. beruflicher Werdegang (Studium etc.); 5. heutige Wohnung; 6. Beruf, Stellung und Tätigkeit; 7. Familienstand und Kinderzahl.

Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns diese Daten von Ihnen selbst zuschicken würden. Weiter sind wir an allen Ihnen bekannten Adressen Ihrer Klassenkameraden oder anderer „Ehemaliger“ sehr interessiert. Schließlich bitten wir auch um Mitteilung über gefallene oder verstorbene Abiturienten.

Horst Kienbaum.

Chorgesang. Aber das Dramatische scheint noch immer die Domäne der Profis, d. h. der Schauspieler und der Deutschlehrer, zu sein.

Merkwürdigerweise wird die gleiche Perfektion, die man bei den Engländern bewundert, bei uns verurteilt, wenn sie sich nur in einer Andeutung zeigt. „Wollen Sie etwa die natürlichen, frischen Gesichter unserer Jungen mit Farbe beschmieren?“ wurde ich gefragt, als ich Vorbereitungen fürs Schminken traf. „Sie wollen wohl unsere Jungen und Mädchen zu so 'ner Art Schauspielern machen, wie?“ Das sollte ein ganz schlimmer Verdacht sein (obwohl es gegen verstiegene Berufswünsche in der Schauspielerei kein wirksameres Gegenmittel gibt als die Mitgliedschaft in einer Spielschar).

Ich gestehe, daß ich gegen den Wettbewerbsgedanken nicht einmal sehr viel einzuwenden hätte. Man denke nur, welch ungeheurer Auftrieb damit allen Mitwirkenden gewährt würde! Und ebenso wichtig wäre es, daß dem unfähigen Dilettantismus auf diese Weise einmal eine gültige Kritik, ein Maßstab vorge-

halten würde. Statt dessen kann man bei uns noch wirklich die Meinung hören: „Warum diese Bemühung? Es ist doch reizend, wenn man den Mädeln und Jungen auf der Bühne ihre Unbeholfenheit und Tollpatschigkeit ansieht.“ Perfektion also und natürliche Tollpatschigkeit werden zu gleicher Zeit als Ziel des Schulspiels proklamiert.

Wenn sich aber wirklich ein Gremium von Fachleuten auf dem Gebiet des Laienspiels zusammenfände, Beurteilungsmaßstäbe ausarbeitete, Wettbewerbe veranstaltete, das Interesse der Öffentlichkeit weckte; wenn es sich dann nicht damit begnügte, über höchst fragwürdige mittelmäßige Leistungen nichtssagende Urteile abzugeben; wenn es auch der Presse diese Maßstäbe zugänglich machte, daß auch sie nicht Laienspiel mit den Maßstäben des Theaters beurteilte, dann würden sich auch Spieler und Spielleiter finden, die unser deutsches Laienspiel auf eine Höhe führen könnten, die dann — vielleicht — einen Vergleich mit der so anders gearteten englischen Drama Group gestattete.

Das Rheinische Kammerorchester spielte

Am Mittwoch, dem 23. April gastierte das Rheinische Kammerorchester unter Leitung von Professor Schmidt in Gummersbach. Das Konzert vor den beiden Gymnasien bot in seinem Programm Werke von Pachelbel, Mozart, Scalcottas und Britten. Es wurde angeregt, daß dieses Konzert den Auftakt zu einer Reihe ähnlicher musikalischer Darbietungen bilden möge. Wie ist dieser Wunsch bei den Schülern angekommen? Hier zwei Meinungen. — red. —

Musik ist ein dehnbare Begriff. Zu ihr gehören Unterhaltungsmusik, Volksmusik, Jazz und die sogenannte ernste oder gute Musik. Und diese gute Musik wird von uns Jugendlichen oft vernachlässigt. Sie führt bei uns ein kümmerliches Dasein. Es sind nur wenige, die direkt mit ihr in Berührung kommen, warum ist das so?

Die Antwort auf diese Frage liegt nahe. Die Vernachlässigung dieses Musikzweiges hat nichts mit mangelndem Interesse zu tun, wie mancher vielleicht denken könnte. Ich glaube vielmehr, es liegt einfach daran, daß wir diese Art der Musik nicht genügend kennen. Ohne Zweifel hat nur ein ganz geringer Teil von uns jemals ein Konzert gehört. Radio? Schallplatten? Gewiß sind beides sehr praktische Einrichtungen, aber sie sind höchst ungeeignet zur Einweihung in diese Musik, denn man hört nicht nur mit dem Ohr, sondern auch das Auge ist bei dem Akt der Aufnahme beteiligt. Wie bei jedem Lernen braucht man am Anfang die Anschauung, das Orchester, das man nicht nur hört, sondern eben auch sieht. Erst wenn wir „Anschauungsunterricht“ in Form von Konzerten erlebt haben, sollten wir Radio und Schallplatte verwenden. Dann erst könnten wir behaupten, gute Musik kennengelernt zu haben.

Diese Konzerte wollen uns nun gute Musik näherbringen und erschließen. Die Gelegenheit dazu ist sogar einmalig; denn nicht gleichgültige Berufsmusiker, sondern junge, begeisterte Studenten versetzen uns in die rechte Stimmung zur Aufnahme solcher Musik. Wer wurde etwa nicht mitgerissen von den griechischen Tänzen (Scalcottas)? Wer war nicht begeistert von der modernen Musik? Erstaunt wird mancher von uns festgestellt haben, daß seine Vorstellungen von konzertanter Musik nicht stimmten. Und wer die Musik einmal kennengelernt hat, lernt auch schnell, sie zu verstehen oder sogar zu beurteilen. Das zu erreichen und Vorurteile zu beseitigen ist der Sinn dieser Konzerte. Wir begrüßen es, daß uns eine solche Gelegenheit geboten wird.

* - en -

Wenn es gelingt, die Jugend für gute Musik mit ihrer fesselnden Kraft zu be-

geistern, hat man einen Punkt gewonnen, von dem aus ein guter Einfluß auf das innere Wachstum der jungen Menschen möglich ist. Ein großer Teil der Jugendlichen bemüht sich um Selbsterziehung. Besonders sie sollten sich des starken und guten Einflusses der Musik auf ihr seelisches Wachstum bewußt werden.

Eine sehr gute Möglichkeit, das Verständnis für die Musik zu wecken und zu fördern sowie den Musikunterricht der Schule zu befruchten, bietet die Einrichtung von Konzerten für die Schulen. Musik aus dem Radio oder von Schallplatten verliert viel von ihrer fesselnden Kraft, besonders für solche Zuhörer, die noch keinen Zugang zu ihr gefunden haben. Besonders günstig als Konzerte für Schulen erscheinen mir Solistenkonzerte und Kammermusik zu sein, weil in ihnen auch die Persönlichkeit des Solisten unsere Aufmerksamkeit weckt und sich für manche die Musik in ihm manifestiert. Ließe sich nicht manche Veranstaltung des Kulturkreises eventuell mit kleinen Programmänderungen als Zweitaufführung übernehmen?

Man darf sich nicht mit irgendeinem Instrumentalisten oder Sänger zufriedengeben. Es muß schon ein wirklicher Künstler sein und eine in jeder Beziehung überzeugende interpretatorische Leistung bieten. Auch scheint mir seine Haltung dem Jugendlichen gegenüber wichtig zu sein. Ein großer Mensch, der sich verständig für die Probleme junger Menschen interessiert, wie es Bela Bartok und Paul Hindemith beispielhaft taten, wird sicher besonders wertvoll sein.

Noch ein Wort zur Einrichtung an sich. Natürlich wäre es dem Sinn der Konzerte ganz und gar widerstreitend, ja sie würden überhaupt sinnlos, wollte man sie auf völlig freiwilliger Basis aufbauen und auf den Nachmittag oder die beiden letzten Stunden am Mittwoch oder Donnerstag verlegen. Einmal sollten solche Konzerte meines Erachtens einen festen Platz im Lehrplan einer Schule haben und zum anderen würden sie wahrscheinlich wie die letzte Dichterlesung an der mangel-

Schon nicht mehr der Neueste im Hause

In unserer Dezembernummer 1956 berichteten wir, daß unser derzeitiger Hausmeister, Herr Köhler, in den Ruhestand treten werde. Doch bevor er uns verließ, führte er des öfteren einen jungen und recht großen Herrn mit sich. Bald erfuhren wir Näheres über ihn. Es war Herr Rose und er sollte der Nachfolger von Herrn Köhler werden.

Doch nicht allen Schülern war er damals unbekannt, denn wie er „Schwarz auf Weiß“ berichtete, war er von 1945 bis 1957



Photo: Solbach

im Außendienst der Stadtverwaltung tätig, wodurch er viel im Kreis herumkam und auch vielen bekannt wurde.

„Ich hatte nur eine Woche Zeit zum Eingewöhnen. Dann fing der Trubel an“, berichtete er uns. „Morgens um 7 Uhr muß die Schultür schon geöffnet sein, denn zu dieser Zeit kommen die ersten Fahrschüler. Bis 22 Uhr bin ich auf den Beinen, erst wenn die Sportvereine die Turnhalle verlassen haben, kann ich daran denken, den Tag zu beschließen. Ich habe also mehr zu tun als früher.“

Die Schüler spürten bald, daß ein neuer, junger Hausmeister die Schule in Ordnung hielt. Wie erstaunt war Herr Dr. Klingens, als das seit Wochen zertrümmerte Fenster seiner „Funkbude“ neu verglast war. Und auch andere Scheiben waren bald ersetzt. Zum Reinigen der Schule stehen ihm seine Frau und vier Hilfskräfte zur Seite, aber ohne Beschäftigung ist er nie. Eine seiner Hauptbestrebungen nannte er das gute Verhältnis zu Schülern und Lehrern: „Ich habe mich immer bemüht, mit dem Kollegium, den Schülerinnen und Schülern auf gutem Fuß zu stehen. Soweit ich es beurteilen kann, ist mir dies auch gelungen.“ Was wir wohl von unserer Seite bestätigen können. - dog -

haften Beteiligung scheitern, ganz abgesehen davon, daß ja die Schüler nicht erreicht würden, denen der Zugang zur Musik erst geöffnet werden soll. Schon bei dem ersten Konzert haben einige zu ihrer eigenen Überraschung festgestellt, daß ihnen auch konzertante Musik Freude machte.

Hoffentlich können wir im nächsten Halbjahr ein weiteres gut durchorganisiertes „Konzert für die Schule“ hören.

Gerald Knabe OI b

Hauswart Köhler

An den Iden des März

lud die Untertertia b ihre Eltern und Lehrer zu einem „Klassischen Klassenabend“ ein. „Klassisch“ war das Fest nicht nur wegen des Datums, sondern auch wegen des Dargebotenen.

Wie der Klassenlehrer, Studienrat Kugelmeier, zu Beginn betonte, waren es diesmal die Schüler, die die Eltern zur Schule luden. Um jedoch diesem Schulweg den „Stachel zu nehmen“, war die gesellige Veranstaltung in den Festraum des Hotels Union verlegt worden. Selbst „alte Kameraden“, die durch res adversae und andere mißliche Umstände der Klassengemeinschaft entrissen worden waren, hatten der Einladung Folge geleistet und wurden dankbar begrüßt. Ihr Erscheinen sowie die stattliche Zahl der Eltern, Brüder und Schwestern ließen den Klassenabend im gefüllten Saale zu einem Klassen-Familienfest werden. Und so war es ja auch gemeint!

Wie das Programm verkündete, kamen zunächst zwei Tierfreunde aus Studienrat Müllers Schule zu Wort, die mit den Versen Theodor Storms und Wilhelm Buschs das Lied der Menschlichkeit gegenüber Hunden und Katzen sangen. Physikalische Probleme stellte ein „Funksalat“ aus der Radiowerkstatt Götze. Alsdann war es dunkel genug geworden für Alfred Frackenhohls Lichtbildervortrag, eine „Rundschau aus dem Hessenland“, die vom Klassensprecher Horst von Bültzingslöwen in präziser Kürze kommentiert wurde. Alle Stationen der Klassenfahrt kamen wieder in Erinnerung, angefangen mit der von Karl-Hugo Soennecken zeichnerisch gestalteten tropfenden Regenwolke und dem von Friedel Götze entworfenen Gespenst der Grippe, weiter über den von Langfingern bedrohten und nun

pelskirchen ein Rad gebrochen war, präsentiert der Dorfbarbier „Herr“ Peter Squenz dieses klassische Spiel, schlecht und recht aufgeführt von seinen Freunden, den vier Handwerkern, sowie genanntem Nachtwächter unter bierzapfender Assistenz von Meister Trunk, dem Gastwirt (Joachim Radke). Mit sprühender Beredsamkeit verteilt Squenz (Jürgen Oppermann) die Rollen: Schuster Laatsch (Soennecken) spielt den Pirus, Schneider Zwirn mit und ohne Bart (Spremberg), die Thisbe, Schmied Klopp (Eschmann) den humanen, aber bissigen Löwen, Zimmermann Block (Henke) die diskrete Wand und Nachtwächter Kulp den Mond, der kunstvoll zu der ganzen Sache scheint.

Nach diesen Vorbereitungen erscheint der Hofstaat: Graf und Gräfin, Herr und Dame des Gefolges. Die „Damen“ in dünnen Sommerkleidern und wogenden Pelzen, behängt mit den Fabrikaten erster Gummersbacher Juweliere, sind — und das wird ausdrücklich betont — keine Leihgabe aus dem Mädchengymnasium, sondern eigenes Wachstum aus der Klasse am Hexenbusch: Karl-Heinz Kleppel und Theo Weidner sind in ihrem Charme (sogar von ihren Eltern!) nicht wiederzuerkennen. Ihnen kommt nur die grazile Thisbe gleich. Auf einem Rundgang durch den Saal, am Arm ihrer „Eheherren“ (Soest und Tomiak), lassen sie sich im Kailschen Scheinwerferlicht vom Publikum bewundern und nehmen dann vor der Bühne Platz, um sich die Tragödie vom Gastwirt erklären und von Herrn Peter Squenz vorführen zu lassen.

Das Spiel nimmt seinen Lauf: Pirus und Thisbe bestellen sich durch den Spalt der Wand (von Meister Block mit ge-



„Gib durch den Spalt mir einen Kuß!“
„Wenn das nur geht, mein Pirus!“

Photo: Kail O Illb

vom Löwen verschluckt und ersticht sich in jämmerlichem Gram, worauf der Mond pietätvoll sein Licht löscht. Nach einer Weile findet Thisbe den toten Pirus, der auf ihre ergreifenden Klagen hin sich halb aufrichtet und sehr bedauert und beteuert, nichts mehr sagen zu dürfen, denn Herr Peter Squenz habe nichts weiter auf seinen (Rollen-) Zettel geschrieben. Worauf Thisbe ihm in den Tod folgt. Peter Squenz beschließt seine Tragödie mit der Aufforderung an die Gäste, „mal wieder ein Rad in Rumpelskirchen zu brechen.“

Alles in allem konnte das gesamte Publikum des Abends in das Lob des Hofstaats einstimmen: „Gut gebrüllt, Löwe! — Gut gelaufen, Thisbe! — Gut geschienen, Mond!“... usw. Peter Squenz wurde für die Böcke, die seine Spieler machten und die das Spiel zierten „wie die Bratwurst das Sauerkraut“, gräflich belohnt; für das Spiel selbst bekam er nichts. Die Eltern jedoch hielten für das Spiel, das ursprünglich zur Kurzweil an verregneten Abenden in hessischen Jugendherbergen während der Klassenfahrt gedacht war, eine königliche Spende bereit: ein überdimensionales Trinkgeld lohnte Peter Squenzens und Meister Trunks klassisches „Wirtschaftswunder“ im Hotel Union.

Eine Aufmunterung zu neuen (Klassen-) Fahrten und -Taten!



Der Höhepunkt des Abends

Photo: Kail O Illb

unter einem Glaskasten (mit Alarmanlage!) sicheren Elisabethschrein zu Marburg, über ein Picknick mit der manövrierenden Bundeswehr im Nassauer Forst und schließlich bis hin zu den grausigen Abenteuern im Pulverstollen der Feste Rheinfels über St. Goar.

Mit einem Hornstoß des Nachtwächters Kulp (Gränzdröffer) nahte dann der Höhepunkt des Abends: die erschrecklich komische Tragödie von Pirus und Thisbe. Einer gräflichen Gesellschaft, der in Rum-

spreizten Fingern dargestellt) zu einem Schwatz an einer Quelle.

Thisbe kommt abends (entgegen weiblichen Gepflogenheiten) zuerst zum Stelldichein, wird von einem Löwen angefallen, schreit entsetzlich und flieht unter Zurücklassen („... wie die Weiber nun einmal sind...!“) ihres Mantels, auf dem der Löwe eine im Maul mitgeführte blutige Pferdelerde verzehrt und dann verschwindet. Pirus kommt, findet den Mantel voll Blut, glaubt seine Thisbe

schwarz auf weiß

Schülerzeitung des Städt. Gymnasiums
Gummersbach

Erscheint vierteljährlich

Chefredakteur: Hans Axel Hausmann O Ib, Bergneustadt, Wallstr. 16 (nah). **Redaktion:** Horst Burkhard Solbach U Ia (sol), Dieter Korten U Ib (ko), Hans Joachim Kerber O Iia (ke), Hinrich Enderlein O Iib (en), Rainer Fischbach O Iia (fi), Hans Peter Doering O Iia (dog) und Rutger Hausmann U Iia (hsm). **Beratend:** Stud.-Ass. Dr. Fischbach (f). Artikel, die mit vollem Namen gezeichnet sind, geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. — Gültige Anzeigenpreisliste

Nr. 2. — Preis pro Heft DM 0,50.

Schwarz auf Weiß ist Mitglied der „jungen presse“ NRW — Satz und Druck: Friedrich Luyken, GmbH., Gummersbach.

Informationsbesuch bei der Stadtverwaltung

Es begann im Direktorzimmer unserer Schule. „Na, Sch., habe hier von dem Herrn Stadtdirektor eine Einladung erhalten. Brauche da fünf Primaner, klar?“ Und ich machte mich dann auch auf den Weg, diese fünf Mann erst einmal zu finden und dann zu überreden. Im allgemeinen stieß ich nicht auf mehr als nur auf ein sehr mitleidiges Lächeln. „Wie bitte? Stadtverwaltung? Und dann auch noch in den Ferien? Nein, nein! Da hab' ich doch etwas Besseres vor!“ So oder ähnlich lauteten die abschlägigen Antworten, die ich erhielt.

Es schien also kein übermäßiger Enthusiasmus unter unsern Primanern zu herrschen, einen Besuch bei der Stadtverwaltung zu machen. Vielleicht kann man das aber bei der allgemeinen Einstellung und Auffassung vom Beamten verstehen. Na ja, schließlich fanden sich nun doch noch ein paar Kameraden, die bereit waren, drei Tage ihrer so kostbaren Ferien für einen solchen Zweck zur Verfügung zu stellen.

So trafen wir uns dann am vorgesehnen Termin, es war ein Mittwoch, morgens um acht Uhr am Rathaus. Vom Wetter her schien es ein schöner Tag zu werden, bei uns jedoch war die Stimmung nicht gerade auf dem Höhepunkt. Allerdings wurde unsere Verfassung ein wenig durch die Anwesenheit einiger junger Damen von der Konkurrenz aufgeheitert, die ebenfalls dem Rathaus einen Besuch abstatten wollten.

8.00 Uhr. — Wir betreten das Rathaus mit sehr gemischten Gefühlen. Ich glaube, ich muß aber hier schon vorwegnehmen, daß diese gewisse Abneigung in diesen drei Tagen in eine echte Begeisterung umgeschlagen ist, was aber wiederum nicht heißen soll, daß wir nun alle vorhätten, Beamte zu werden. Vorher wußten wir so gut wie gar nichts von der Funktion einer Stadtverwaltung und der Arbeit, die dort zu leisten ist. Hinterher jedoch hatten wir einen festumrissenen und umfangreichen Einblick gewonnen, und die Arbeit erschien uns lange nicht mehr so „stur“ wie zu Beginn unserer Tätigkeit. Vielmehr hatte sie sich mit Realität und Leben gefüllt.

Nachdem wir uns im Zimmer des Personalchefs vorgestellt hatten, hielt uns Herr Stadtdirektor Vogelsang eine kleine

Einführungsrede. Er berichtete von früheren Besuchen und deren durchaus positiven Ergebnissen. Vor allen Dingen — das halte ich für sehr wichtig — nahm er uns alle Scheu und die Hemmungen, die uns in den (leider) dunklen Gängen befallen hatten. Einzelne Gruppen von zwei oder drei Mann verteilten sich dann auf die verschiedenen Ämter, die es kennenzulernen galt. Wenn man sich nun einige Stunden in einer Abteilung aufgehalten hatte, dann hatte man schon einen recht erstaunlichen Einblick gewonnen.

Am nächsten Tage wohnten wir alle einer Stadtratsitzung bei, in der über den Haushaltsplan 1958 verhandelt wurde. Am meisten interessierten uns natürlich die Ausgaben, die für unsere Schule für das kommende Jahr geplant waren. Ansonsten haben wir aus Unkenntnis der Materie leider nicht allzuviel verstanden. Hoherfreut waren wir, als man uns alle zum Mittagessen — es gab eine ausgezeichnete Erbsensuppe — ins Hotel Winter eingeladen hatte. Am Spätnachmittag hatten wir schon zwei Stunden früher Schluß als üblich, denn nun begannen die Verhandlungen über Personalfragen u. ä., und diese liefen unter Ausschluß der Öffentlichkeit ab.

Am Freitagmorgen trafen wir uns wieder, diesmal schon in der besten Stimmung und vertraut mit vielen Dingen. Es war schon der letzte Tag, leider, denn die ganze Angelegenheit hatte sich als sehr interessant herausgestellt. Abends wußte wohl jeder über jedes Amt Bescheid, wie es in einer so kurzen Zeit eben möglich war, einmal aus eigener Erfahrung, zum andern aus den Berichten der andern. Und dann wartete noch eine andere große Überraschung auf uns: Am Dienstag war Pressekonferenz!

Wir trafen uns mit den wichtigsten Reportern der drei größten oberbergischen Zeitungen zu einem morgendlichen Interview, wo jeder seine Erfahrungen zum besten gab. Nach Beendigung unserer Tätigkeit wurde uns das Jubiläumsbuch „1000 Jahre Gummersbach — 100 Jahre Stadtrechte“ als Anerkennung und Erinnerung, dazu eine Urkunde über die Tage bei der Stadtverwaltung überreicht.

Peter Schween OI a

Wenn jemand eine Reise tut . . .

Dr. Klingen und die Äquatortaufe
(aus einem Brief an die Va)

Gestern mittag (24. März) gegen 12 Uhr haben wir den Äquator überfahren. Natürlich gab es keinen Ruck im Schiff, aber der Kapitän hat die Dampfpeife tuten lassen. Die Matrosen hatten das Achterdeck mit allen bunten Signalflaggen des Schiffes feierlich geschmückt, und Neptun kam mit seiner Frau, einem Herold, Astronomen, Pastor, Friseur, Arzt und zwei kohlrabenschwarzen Negern über eine Strickleiter an Bord. Natürlich waren es verkleidete Matrosen, die Neger z. B. hatten nur Baströcke an und hatten sich mit Graphit und Leinöl schwarz gemacht. Wir acht Täuflinge wurden in einer Lucke eingesperrt, der Reihe nach vom Herold abgeholt und zunächst dem Pastor vorgeführt, der eine kurze Taufrede hielt. Jeder wurde auf einen neuen Namen wie „Rollmops“, oder „Klabautermann“ getauft, wobei man als Spende einen oder mehrere Kästen Bier stiften mußte. Dann hatte man Neptun und seiner lieblichen Frau die Füße zu küssen: sie waren dick mit Schmierseife eingerieben. Darauf zeigte der Hofastronom den Äquator in seinem Fernrohr. Das bestand aber aus zwei mit Silberpapier umkleideten Flaschen, aus denen salziges Meerwasser über die Schmierseife in die Augen floß. Der Arzt fragte anschließend nach Krankheiten von der nördlichen Erdhalbkugel, hörte das Herz ab mit einem Gummistampfer, wie wir ihn zur Säuberung einer verstopften Wasserleitung benutzen und verordnete verschiedene Rezepte: Pillen, bestehend aus reinem Maggi mit Pfeffer und Paprika (sie waren so groß wie eine Kartoffel und schmeckten fürchterlich), Zahnspritzen (aus der Spritze kam Rizinus) und abschließend Mundspülwasser aus Möbelpolitur und Brennspritus. Wir wurden dann vom Barbier eingeseift und mit einem Riesenschabmesser rasiert, auf einmal aber hinterrücks in ein großes Bassin aus schwerem Segeltuch, das mit Meerwasser gefüllt war, gestürzt. In diesem Behältnis tummeln sich schon mit viel Geheul die beiden Neger. Sie faßten den Täufling, tauchten ihn unter Wasser und hielten ihn dort fest, während sie ihn gleichzeitig über und über mit ihrer eigenen Leinöl-Graphit-Schmieröl-Hauffarbe schwärzten. Damit war dann das ganze Verfahren abgeschlossen.

Abends waren dann alle in der Mannschaftsmesse beim Akkordeon und Unmengen von Bier vereint.

Ein Matrose, der das „schwarze Schaf“ der Schiffsbesatzung war, wurde so arg behandelt, daß er nachts als Rudergänger auf der Brücke „aus den Latschen kippte“ und lautlos umfiel. Der Kapitän war gerade oben und hat natürlich ein starkes Donnerwetter losgelassen.

Personalia

Herr Studienrat Dr. Klingen verließ kurz vor Ostern unsere Schule, um, wie schon berichtet, als Austauschlehrer nach La Paz/Bolivien zu gehen.

Wir begrüßen Herrn van Vuuren, der als Lehrer für Deutsch und Englisch von einer Höheren Schule in der Nähe von Pretoria zu uns kam, und Herrn Studienassessor Volpers, der vorher am Humboldt-Gymnasium Essen tätig war.

Juli 1958

Auszug des Mädchengymnasiums

Die Galerie hoffnungsvoller schöner Jungen vor dem Ausgang der Schule zog schon jahrelang die Aufmerksamkeit anderer auf sich. Klaus wartet auf Bärbel, Peter auf . . . Der Schulalltag nähert sich seinem Höhepunkt.

Aber was macht ein geplagter Schüler und eine ebenso geplagte Schülerin in Zukunft, wenn die Schulen sooo weit auseinander liegen? Um uns nicht zu plötzlich vor diese furchtbare Tatsache zu stellen, werden die Mädchen „truppsweise zurückgezogen“. Was wird nun aus unserm Gang zur Musik- oder Zeichenstunde? Unser altgewohnter Schlenderschritt, den wir im Laufe der Zeit so betont lässig einstudiert haben, wird nun reizlos. Keine neuen Kleider (nur zufällig getragen) werden uns mehr entgegen-

prangen. Die Mädchen brauchen sich nicht mehr in interessante Gespräche mit ihren Freundinnen einzulassen, um uns nicht zu beachten. Sie brauchen auch nicht mehr darauf bedacht sein, dabei gut gesehen zu werden. Kein erhabenes Kichern wird mehr hinter unseren Rücken zu hören sein. Keilerei in Heldenpose ist tabu. Sogar unsere Milchausgabe wird diesen Verlust merken; denn statt großmütigem Kavalierrücktritt entsteht ein doppeltes Gedränge.

Doch genug der grauen Zukunft, die uns droht. Laßt uns noch die Zeit genießen!!!

P. S. Wer wird es in diesem Falle nicht verstehen, daß der Schreiber dieser Zeilen lieber ungenannt bleiben möchte?

- red. -

Der Hahnenschrei

Ihr wißt alle, was ein Hahn ist. Nun, der Hahn, um den es sich in meiner Geschichte handelt, ist ein besonderer Hahn, nämlich einer, der auf einer der zahlreichen kleinstädtischen Geflügelausstellungen als reinrassig in die Kartei der Stammväter seines Geschlechtes eingegangen ist. Eine Folge davon ist es, daß selbstverständlich sein Preis in ungeahnte Höhen steigt.

Was ein Professor ist, wißt ihr alle auch. Leider ist ja heute der berühmte Professorentyp der Witzblätter mit echt englischen Röhrenhosen und dem ungeheuren Verbrauch an Regenschirmen mehr oder weniger ausgestorben. Ein Professor von heute steht mit seinen Füßen genau so fest auf der Erde des Jahres 1958 wie alle anderen Menschen auch. Mein Professor, nennen wir ihn kurz Professor X, beschäftigt sich mit einem sehr aktuellen Problem, sozusagen dem Stein der Weisen von heute, nämlich der physikalischen Formel, mit deren Hilfe er hofft, die ganzen noch verbliebenen Geheimnisse der Naturwissenschaften zu erklären.

Dieser Formel war er nun auf der Spur. Was sage ich, er stand kurz vor dem Endsieg! Nur noch ein paar abschließende Überlegungen fehlten ihm. Was lag näher, als daß er beschloß, mit seinen Formeln in die Einsamkeit des Landes sich zurückzuziehen, sagen wir in das Sauerland.

Die ländliche Einsamkeit war bald gefunden und kostete dazu nur 8,— DM pro Tag und Vollpension. Der niedrige Preis war übrigens nur dadurch zu verstehen, daß die Saison schon lange vorüber war. Nach drei Tagen war der Professor seiner Lösung so nahe, wie er es noch nie in seinem Leben gewesen war. Gerade im entscheidenden Augenblick jedoch krächte unter dem Fenster ein Hahn laut und vernehmlich. Nach einem Mal hörte er aber nicht etwa mit seinem Krähen auf, nein, er krächte mehr als hundertmal pro Tag bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit. In unberechenbaren Intervallen krächte er, krächte immer in dem Augenblick, da die Lösung vor dem inneren Auge des Professors erschien und zerriff den Gedankengang. Noch einige Tage kämpften die mathematischen Gedanken gegen das beschwörende Kikeriki unseres Hahnes an. Dann ließ Professor X den Besitzer des Tieres abends auf ein Glas Bier bitten. Es war ein altes, runzeliges Bäuerlein, das verschmitzt lächelte.

Der Professor fiel natürlich nicht gleich mit der Tür ins Haus, sondern kam erst auf das Wetter, die Körnerfütterung und dann schließlich auf den Hahn zu sprechen. Einem so gelehrten Herrn, dachte der Bauer, könne man natürlich keinen Wunsch abschlagen, und am nächsten Tag bekam unser Gelehrter einen knusprigen Hahn serviert. Oh, wie er duftete und wie seine goldene Haut glänzte! Ja, es war schon eine Augenweide! „Bestie, du wirst hinfert meine Kreise nicht mehr stören!“ sprach zufrieden unser Professor und hieb mit dem Tranchierbesteck in die saftige Hahnenbrust.

Kaum hatte er die Knochen sauberlich abgenagt, als auch schon das Bäuerlein

wiederkam. „Nun, hat er geschmeckt, mein Hahn?“ „Na, und ob! Aber ich habe ja noch nicht bezahlt, und da Sie gerade hier sind, will ich gleich das Geschäftliche erledigen.“ Sprachs und zog seine Börse. „Macht achtzig Mark“, sagte treuherzig der Bauer, und alle seine Runzeln schienen zu lächeln. „Wie bitte? So viel zahle ich für zehn Tage Vollpension!“ — „Das schon, aber ein karteimäßig erfahrener Hahn kostet auch das Zehnfache eines einfachen Hahnes.“

Der Professor schluckte einige Male sehr heftig, kramte dann in seiner Briefftasche und zahlte schweren Herzens.

Fröhlich legte er sich jedoch abends zu Bett. Der kommende Tag würde wohl endlich die ersehnte Formel bringen.

Kikeriki! . . . Kikeriki! . . . Der Gelehrte tastete nach seinem Lichtschalter. Es war fast vier Uhr, und im Osten zeigte sich soeben ein blasses Rot. Kikeriki! . . . Ach ja, die Uhr der Nacht! Schlaftrunken überlegte der Professor noch eine Weile. Hatte er etwa nur von einem Achtzig-Mark-Hahn geträumt? Kikeriki! . . . „Oh, fahre zur Hölle, du elendes Vieh du!“ sprachs und zog sein Federbett noch einmal weit über die Ohren.

Am nächsten Morgen traf er den Bauern. „Sie haben wohl schon wieder einen neuen Hahn?“ „Ja, wissen Sie,“ meinte dieser ganz bieder, „auf einen Bauernhof gehört nun mal ein Hahn, wenn's recht zugehen soll.“ „Hm.“ Nur diesen einen Lauf gab der Professor von sich und packte seine Koffer. Er fuhr zurück in die lärmgefüllte Stadt, wo es nun mal unmöglich ist, wegen des Lärms die endgültige Formel zu finden. Das es bis heute also noch nicht gelungen ist, liegt letzten Endes nur an den nichtsnutzigen Hähnen. - hah -

Die Expedition

Vor kurzem fand eine große Afrikaexpedition statt, die in keiner Weise hinter der eines Gustav Nachtigal oder Dr. Peters zurücksteht. Sie wurde geleitet von Prof. Amsel. Wir sind die ersten, die davon erfahren.

Er startete in den großen Semesterferien 1957 von Bonn aus. Seine Mutter gab ihm ihren Segen, 25 DM Taschengeld und eine Tube Uhu für den äußersten Notfall. Mitleidige Autofahrer nahmen ihn bis München mit. Dort ging er sofort ins Hofbräuhaus und verpaßte 5 DM, die ihn aber nicht weiter reuten; denn er traf dort seinen besten Schulfreund wieder, der wegen revolutionärer Ideen die Schule hatte verlassen müssen und der es trotzdem zu etwas gebracht hatte. Nach dem zehnten Glas Bier kannte er alle Pläne Prof. Amsels. Er versprach mitzumachen und sicherte seine Hilfe zu. Außerdem trieb er fünf Studenten auf, die freiwillig und ohne Entgelt als Träger und Assistenten dienen wollten. Er war es auch, der wertvolles Besteck mitbrachte: einen Westermann-Handatlas Ausgabe 1883 in Leder und mit Widmung, eine Taschenuhr mit Silbergehäuse, die zugleich als Kompaß Verwendung finden konnte, und zwei Blei-

stifte. Aus der Konkursmasse einer bankrotten Apotheke ersteigerten sie für die verbliebenen 20 DM zehn Pfund Kaisers Brusttee in Tüten und fünf große Stangen Lakritzen. Nachdem so für alles gesorgt war, konnte es losgehen. Ein Fernfahrer nahm die sieben Mitglieder der freifinanzierten Expedition bis Marseille mit. Dort geschah denn auch gleich das erste Unglück. Sobald die Studenten die Luft von Marseille geschnuppert hatten, verschwanden sie für immer irgendwo im Hafenviertel, wahrscheinlich in irgendeiner Kneipe. Sie sind noch heute in München als vermißt gemeldet! Doch Prof. Amsel und sein Jugendfreund mit den revolutionären Gedanken ließen sich nicht entmutigen. Sie kamen als blinde Passagiere auf dem Ruderboot „Harem“ nach Tunis. Dort startete dann die eigentliche Expedition. Schon am Stadtrand trafen sie auf die ersten Beduinen und die ersten Wanderdünen. Sie wanderten immer gen Mittag, und empfanden es jetzt schon nicht mehr als allzuschlimm, daß die Expeditionskolonne nur noch aus zwei Personen bestand, denn es ergab sich eine recht einfache Aufteilung der Lasten: der eine trug das technische Gerät und den Atlas, der andere den Proviant. Die zurückgelegte Strecke wurde gewissenhaft im Atlas eingetragen, dort, wo Nordafrika noch ein weißer Fleck war. Endlich kamen sie an die 2 Meter breite, rote Linie, die sich um die Erde windet, den Äquator. Da begann die große Pechsträhne. Eine Wanderdüne verschlang im Verlaufe einer Nacht den Westermann-Atlas Ausgabe 1883 in Leder und mit Widmung, die Taschenuhr mit Silbergehäuse, die zugleich als Kompaß diente, und die zwei Bleistifte. Hilflös saßen sie nun im Sand und verließen sich dann hoffnungslos, denn sie hatten ja keinen Atlas mehr und keinen Kompaß, der ihnen den Weg wies. Dann gingen auch die Vorräte zuende. Der Brusttee war aufgetrunken, die Lakritzen waren aufgelscht. Da erinnerte sich Prof. Amsel an die Tube Uhu, die die Mutter ihm für Notzeiten mitgegeben hatte — und die waren ja jetzt hereingebrochen. Sein Jugendfreund, derjenige, den er im Hofbräuhaus wiedergesehen hatte, verhauchte sein Leben unter jämmerlichen Krämpfen im Sande, fern der Heimat. Zu seinem Unglück stellte Prof. Amsel dann noch fest, daß er unterwegs seinen Paß verloren hatte. So war er ohne Hilfe und Paß ganz den schrecklichen Naturgewalten ausgesetzt und preisgegeben. Noch zehn ganze Tage irrte er, an den Fingernägeln kauend und Uhu lutschend in der Wüste umher. Ein barmherziger Neger brachte ihn zur Kongo-Heilsarmee, wo ihn der deutsche Konsul in Empfang nahm. Als erste Stärkung wurde dem kühnen Entdecker eine Tasse Brusttee — natürlich von Kaisers — serviert, die seine Lebensgeister wieder erweckte. Soweit der Bericht.

Eben erfahren wir, daß die heldenhafte Tat Prof. Amsels ihren gerechten Lohn empfangen hat. Eine neue Amselart, die nach ihm Amsel-Amsel genannt wurde, ist bei Schmeil registriert worden. Die aufmerksame Firma Kaiser stiftete eine 14-tägige Kur mit Brusttee und eine Werksbesichtigung mit anschließendem Essen.

- hsm -

Interview bei südafrikanischem Wein

Unser Lehrerporträt

Herr van Vuuren

An einem ausnahmsweise einmal sonnenreichen Nachmittag dieses Monats machten sich 5 Redaktionsmitglieder von „Schwarz auf Weiß“ zur Kirchkampstraße auf, mit der Absicht, Herr van Vuuren aufzusuchen, jenen etwas fremdländisch aussehenden Mann, der nun schon seit Ostern an unserer Schule unterrichtet. Er wohnt für die Dauer seines Aufenthaltes in einem ruhig gelegenen Hause nahe am Wald in der Rospe. Er empfing uns sehr gastfreundlich, und, wie ja schon die Überschrift besagt, bewirtete er uns mit Wein aus seiner Heimat. Er wohnt mit seiner Familie möbliert, da er verständlicherweise seine Wohnungseinrichtung nicht mit nach Europa bringen konnte. Also, wir setzten uns gemütlich um einen Tisch zusammen und begannen mit einer Art Kreuzverhör, denn schließlich hat man nicht alle Tage einen so weitgereisten Herrn zu Gast.

Herkunft und Werdegang

Herr van Vuuren wurde in der Nähe von Pretoria in der Südafrikanischen Union geboren. Seine Vorfahren stammten aus Holland, Frankreich und Deutschland, doch lebten sie schon seit mehr als hundert Jahren in seiner jetzigen Heimat. Ehemals war ihr Nachname gar nicht van Vuuren, sondern sie hießen Janssen. Da es nun aber derartig viele Familien mit diesem Namen in Holland gab, sodaß eine Unterscheidung immer schwieriger wurde, half man sich dadurch, daß man zu dem Familiennamen noch hinzusetzte, aus welcher Stadt der betreffende Janssen kam. Vuuren ist eine kleine Stadt in Holland, und so hieß der Janssen aus Vuuren eben Janssen van Vuuren. Der erste Teil des Namens ging dann allmählich verloren.

Herrn van Vuurens Muttersprache ist Afrikaans, jene Mischung aus Holländisch, Englisch und einigen Negerbrocken. In Pretoria studierte er Deutsch und Englisch; beide Fächer unterrichtet er auch in der Schule. Nebenbei allerdings auch noch ein Fach, das wohl unserer Berufsberatung annähernd entspricht. Nachdem er seine Ausbildung als Lehrer beendet hatte, ging Herr van Vuuren dann an die sogenannte HOERSKOOL in Brits bei Pretoria, die man etwa mit unserem Gymnasium vergleichen könnte. Er spricht und unterrichtet sehr gerne Deutsch, und das war auch der Grund, weshalb er sich darum bewarb, einmal selbst nach Deutschland zu kommen. Man kann nämlich wohl eine Fremdsprache mit ihrer Grammatik und ihren Vokabeln erlernen, ihre Lebendigkeit und Vielseitigkeit wird uns jedoch nur im Lande selbst recht bewußt. Wir waren überrascht, daß Herr van Vuuren es leichter fand, Deutsch zu lernen als Englisch, wenn auch ihm wie den meisten Ausländern die Artikel und Verbformen zunächst Schwierigkeiten machten, die es dazu im Afrikaans gar nicht gibt. Dort setzt man bei allen Personen gleichermaßen den Infinitiv. O wäre das schön, wenn es so etwas auch im Lateinischen gäbe!

14 Tage Seereise nach England!

Nachdem Herr van Vuuren seine Zusage für einen Deutschlandaufenthalt erhalten hatte, mußte er noch eine für unsere Verhältnisse ungeheure Reise machen. Sieht man sich auf einem Atlas die Strecke Pretoria — Kapstadt, das neben Durban an der Ostküste der nächste Hafen ist, an, so erscheint sie zunächst gering. In Wirklichkeit ist es aber die beachtliche Entfernung von 1600 Kilometern. 24 Stunden nach Schluß fuhr das Schiff nach Europa ab. Nach einer Fahrt von stark 20 Stunden gelangte er in Kapstadt an. Solche Entfernungen spielen in Afrika wie in Amerika eben keine sehr große Rolle. Daher kommt es auch, daß Herr van Vuuren mit seiner Familie übers Wochenende kurz einmal nach Holland fährt, oder das er früher in vier Tagen nach Durban, ungefähr 800 Kilometer von Pretoria entfernt, trampfte. Die Seereise dauerte dreizehn Tage und vierzehn Nächte, dann legte das Schiff in Southampton an. In England bezog er auch sein Auto, das vielen durch seine Linkssteuerung auffällt. Von dort ging es dann über Harwich und Hoek van Holland nach Gummertsbach, wo er jetzt in Unter- und Mittelstufe Deutsch und Englisch unterrichtet.

Erste Eindrücke von Deutschland

Die meisten Südafrikaner, so erfuhren wir, halten Deutschland immer noch für ein zerstörtes Land, wo man noch nicht alle lebensnotwendigen Dinge wieder kaufen kann. Herr van Vuuren war natürlich sehr erstaunt und hat inzwischen seine Meinung geändert. Allerdings ist er der Ansicht, daß das Leben im allgemeinen doch teurer ist als in seiner Heimat (bis zu 40%!). Über die Menschen, mit denen er es bis jetzt zu tun gehabt hat, sagte er, daß sie sehr freundlich zu ihm seien und ihn unterstützen, wo es nur ginge. Unsere oberbergische Heimat gefällt ihm sehr gut, und schon viele kleinere Autofahrten haben ihn in die Umgebung Gummertsbach geführt. Für die Sommerferien ist eine große Fahrt durch Europa geplant. Besonders ist er auf den Winter gespannt, denn Schnee kennt er bisher nur von Bildern.

Schulen hier und dort

Das Schulsystem in Afrika ist doch recht verschieden von unserem. Mit sechs Jahren kommt das Kind auf die Primary School, unsere Grundschule, auf der es mindestens sieben Jahre verbleibt. Dann kommt ein Übergangsjahr, dem aber noch mindestens zwei Jahre Höhere Schule für jeden folgen. Die normale Ausbildung dauert also zehn Jahre. Mit vollendetem sechzehnten Lebensjahr kann dann der Schüler wählen, ob er einen praktischen Beruf ergreifen will, oder ob er die Reifeprüfung machen will. Entschließt er sich zum letzteren, so muß er noch zwei weitere Jahre die Ober-



schule besuchen. Auch hier gibt es noch Unterschiede. Ein Zweig hat eine mehr praktische Ausrichtung, die die Schüler durchmachen, die später zum Beispiel etwa das Bankfach erlernen wollen. Einige Parallelen lassen sich zum englischen Schulsystem feststellen, wie etwa die, daß der Schüler sich im letzten Teil der Schulausbildung sechs Fächer wählen kann, in denen er seine Examen ablegt. Auch kennt man in Südafrika an den Schulen das Prefect System, das heißt, ältere Schüler, Jungen und Mädchen, werden gewählt, denen dann die Aufsicht über die ungefähr 1500 Schüler an der Schule anvertraut wird. Erstaunlich ist vielleicht auch, daß viel mehr Schüler Deutsch als Fach wählen als etwa Französisch. Im letzten Jahre waren es von hundert Schülern beinahe achtzig! Die Unterrichtszeit dauert ähnlich wie bei uns von morgens acht bis mittags um eins. Nachmittags finden dann meist noch sportliche Veranstaltungen statt. Die Internatschulen sind dort fast genauso selten wie bei uns in Deutschland. Nur die Schüler, die mehr als fünfzehn Kilometer vom Schulort entfernt wohnen, bleiben auch den Rest des Tages im Schulheim. Anschließend an die Reifeprüfung, die man mit durchschnittlich 18 Jahren ablegt, kann die Universität besucht werden, von denen es einige größere und kleinere im Lande gibt. Das Hochschulstudium dauert nur halb so lange wie bei uns. Nach sechs Semestern schon kann man einen Grad erwerben, den B.A. (Baccalaureus of Arts). Für Lehrer folgt dann noch eine kurze Seminarzeit, so daß die meisten schon mit etwa zweiundzwanzig Jahren Lehrer an einem Gymnasium sein können. Den Wehrdienst von drei Monaten können die Wehrpflichtigen in ihren Ferien absolvieren. Es scheint sich also in Südafrika ganz gut leben zu lassen.

Was wir über den Süden des Schwarzen Kontinents erfuhren

Im Laufe unseres Gesprächs kamen wir auch auf allgemeine Dinge zu sprechen, die die Heimat von Herrn van Vuuren betrafen. Was wir hörten war sehr interessant, und kein Reiseführer hätte uns so viel berichten können. Die Südafrikanische Union umfaßt fünf Provinzen: Natal, Transvaal, Oranjerestaat, Kapland und Südwesafrika, die ehemalige deutsche Kolonie. Die Bevölkerung besteht überwiegend aus Schwarzen und der weißen Gruppe der Nachfahren der Europäer. Daneben findet man auch noch geringe Anteile von Indern und Chinesen. Gleichberechtigte Amtssprachen sind Afrikaans und Englisch. Die wenigen Großstädte sind im Gebiet der Goldminen und Diamantenfelder zu finden.

Ein den meisten Europäern bekanntes Problem Südafrikas ist die Rassenfrage. Wie wir hörten, mißt man ihr hier in Europa wohl mehr Bedeutung zu als ihr eigentlich zukommt. Die Schwarzen haben ihre Reservate, in denen sie noch wie vor einigen Jahrhunderten leben. Sie sind im Parlament, in dem die SAP (Südafrikanische Partei) und die NP (Nationale Partei) als weitaus größte Parteien vertreten sind, durch von Schwarzen gewählten Vertrauensleute vertreten. Mehr und mehr Rechte räumt ihnen langsam die weiße Bevölkerung dazu ein. Es stimmt auch nicht, wie Herr van Vuuren sagte, daß die Schwarzen nicht im gleichen Straßenbahnabteil wie die Weißen fahren dürften, sondern die Straßenbahnwagen sind so eingerichtet, daß die Schwarzen meistens die billigste Klasse benutzen können, da sie normalerweise ärmer sind als die Weißen. Die Mentalität der Neger sei für einen Weißen auch schwer zu verstehen, da der Schwarze gewöhnlich nur solange arbeitet, bis er genug verdient hat, um eine zeitlang leben zu können.

Man stellte die Frage, ob es noch vorkommen könne, daß einem ein Löwe über den Weg laufe. Das kann tatsächlich geschehen. Bei dieser Gelegenheit

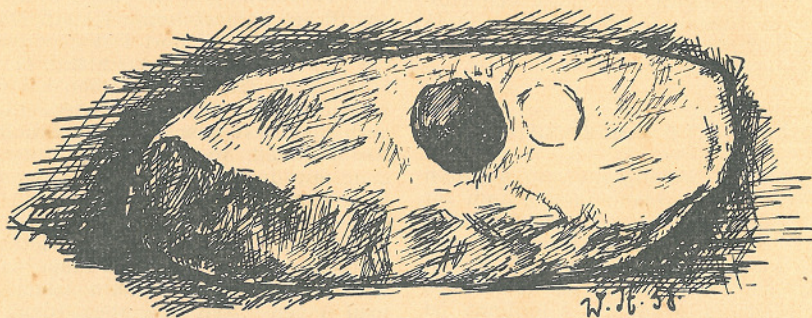
erfahren wir einiges über den Krüger-Nationalpark. Er hat die Größe Hollands, und man darf ihn nicht, wie es oft geschieht mit einem Zoo verwechseln, da die Tiere in völlig freier Wildbahn leben und nur kranke Tiere abgeschossen werden. Hierbei erzählte uns Herr van Vuuren noch folgende Geschichte: Oft könne es vorkommen, daß ein Elefant mit Zahnschmerzen, in diesem Zustande sehr reizbar, mit einem Auto in enge Berührung komme. Noch vor kurzem habe sich ein solches Tier am Kühler den Rüssel verbrannt und sei in eine dergartige Wut geraten, daß es das ganze Auto zerstampfte.

Nachdem wir noch über viele andere Dinge, wie Musik, Sport und das Bild der Städte und Menschen von heute gesprochen hatten, war es allmählich Zeit zum Aufbruch geworden. Um viele Neuigkeiten reicher verließen wir unseren freundlichen Gastgeber, dem wir hier noch einmal danken möchten. Wir drucken zum Schluß ein paar Worte ab, die er uns auf Afrikaans niederschrieb und die unsere Leser sicher alle verstehen werden:

My verblyf in Duitsland sal vir my altyd in aangename herinnering bly!

- hsm-hah -

Vorgeschichtliche Bodenfunde im Oberbergischen Land



Die ältesten Spuren menschlichen Lebens in unserer Heimat gehen in die jüngere Steinzeit zurück. Es ist nicht viel, was im Laufe der letzten Hundert Jahre die Heimat Erde freigab. Alle Fundstücke sind Zeugen dafür, daß sich schon vor 4000 — 5000 Jahren Menschen in unseren Bergen aufgehalten haben. Daß sie aber in dem waldreichen und überaus sumpfigen Gebiet sesshaft waren, ist kaum anzunehmen. Man vermutet, daß die Steinwerkzeuge, die unentbehrlich für den steinzeitlichen Menschen waren, von Jägern stammen, die in unseren Wäldern dem Auerochsen und dem Bären nachstellten.

Ein stummer Zeuge jener grauen Vorzeit ist das Bruchstück eines Steinbeils, das man im Jahre 1890 bei Eckenhagen fand. Weitere sehr aufschlußreiche Geräte traten 1919 bei Windhagen zutage. Bei Feldarbeiten fand ein Arbeiter einen Steinmeißel. Das wertvolle Stück ist aus blaugrauem Granit gefertigt. Die Schneide mißt 7 cm, die Länge 9 cm. Kurze Zeit später fand man an gleicher Stelle eine Spinnwintel. Weitere Fundstätten von vorgeschichtlichen Werkzeugen liegen bei Oberwette, Nothausen (1951), Nümbrecht (1949), Gierzhausen (1930), Immen (1921), Wiehl (1932), Grünthal (1948)

und Großfastenrath (1953). Alle Stücke sind im Heimatmuseum auf Schloß Homburg ausgestellt. Die größten und schönsten Gegenstände, die unser Heimatmuseum zeigt, sind die Steinbeile von Wiehl und Oberwette. Das Steinbeil von Wiehl kam im Jahre 1932 beim Ausschachten der Badeanstalt ans Tageslicht. Das Beil ist 19 cm lang und hat ein Gewicht von 1,1 kg. Es war also schon eine gefährliche Waffe, mit der man einen Bären töten konnte.

Das Steinbeil von Oberwette fand ein Landwirt beim Ausroden einer Hecke. Dieses Beil ist aus hiesigem Gestein hergestellt und noch sehr gut erhalten. Sein besonderer Wert liegt darin, daß es bereits durchbohrt ist. Eine Bruchstelle am dickeren Ende läßt vermuten, daß es schon bei der Herstellung beschädigt wurde. Ein eingedrückter Ring neben dem Bohrloch weist auf die ursprüngliche Mitte hin. Dieser Ring kann wohl als Ansatz zu einem ersten Bohrversuch angesehen werden. Warum dieser Versuch fehlgeschlug, wissen wir natürlich nicht. Das Beil ist glatt geschliffen. Wieviel Mühe und Ausdauer mag es gekostet haben, bis dieser Gegenstand gebrauchsfähig war!

Wilfried Hansmann UII a

Eine kleine Geschichte um Jockel

Klaus schloß die Tür auf. Da sprang ihm Jockel auch schon entgegen, Jetters kleiner Hund. Sie hatten diesen Drahthaardackel vor einem halben Jahr bekommen, da war er erst zwei Monate alt. Zuerst war er noch sehr schüchtern, doch bald stellte er sich als kleiner Raudi heraus. Seit diesem Tag gehört er nun zur Familie.

Klaus setzte seine Schulmappe nieder und nahm Jockel auf den Arm. Jockel leckte aus lauter Freude um sich. Dabei war er vor Aufregung so flink, daß Klaus sich nicht wehren konnte. Deshalb setzte er ihn wieder auf den Boden zurück. Er ging in die Küche; um sich sein Essen aufzuwärmen. Und während er dann die Platten einschaltete, sprach er mit Jockel, der ihm gefolgt war, jetzt vor ihm stand und zu ihm aufschah. Seinen Kopf hielt er schief (wie Dackel tun), und seine dunklen Augen blickten Klaus so treu an, als verstünde er alles. „Jetzt esse ich“, sagte Klaus, „und dann gehen wir spazieren; dann kommt Jockele mit.“ Jockel schien es noch nicht ganz begriffen zu haben, denn er stand noch da und wedelte erwartungsvoll mit dem Schwanz, so sehr, daß seine Hinterbeine sich fast nicht mehr ruhig halten konnten. Drollig sah das aus! Jetzt zeigte sich so richtig sein Wesen. So war er: Etwas tollpatschig, aber gerade deswegen — abgesehen von seiner Treue — mußte man ihn gern haben. In diesem Augenblick fühlte Klaus, wieviel Jockele ihm bedeutete. Und um ihm das zu zeigen, wiederholte er seinen letzten Satz: „Ja, Jockele kommt nachher mit.“ „Mit“, das war das Wort, das er eigentlich immer verstand, nur dann nicht, wenn er im Ausgehen etwas enttäuscht worden war. Auf dieses Stichwort hin sprang er immer zum Napf und fraß. So tat er auch jetzt. Eilig putzte er die gesüßten Haferflocken weg und auch die Milch. Nach dem Essen nahm Klaus die Leine. Wieder freute sich Jockel riesig. Da er hin und her sprang, war es schwer, die Leine am Halsband festzumachen. Als das schließlich doch gelang, gingen sie dann zusammen fort, Klaus und Jockel.

Am nächsten Tag war Allerseelen. Klaus kam von der Schule. Er lehnte sein Rad an die Mauer. Dabei dachte er an Jockel. Er erwartete wie immer die freudige Begrüßung und das stürmische Hochspringen des kleinen Dackels. Klaus öffnete die Tür. Die Begrüßung blieb aus. Klaus rief, wie er es so oft getan hatte. — Nichts. Er ging zurück, um sein Rad in den Stall zu stellen. Als er die Tür aufmachte, sah er Blut. Und dann lag da etwas mit einem Tuch zugeeckt. Jetzt wußte Klaus, was geschehen war. Jockel lag da, als schlief er. Nur seine Schnauze war blutig, seine Ohren und das Tuch, auf dem er lag. Langsam, mit gesenktem Kopf, ging Klaus ins Haus zurück. Tränen kamen ihm in die Augen. Als er in die Tür trat, stand seine Mutter schon im Flur. Sie weinte und sah Klaus nur an. „Ich weiß schon“, begann er schließlich, „aber wenn ich mir vorstelle, daß er mich nie mehr so stürmisch begrüßen wird, wenn ich nach Hause komme; daß er nie mehr kläffen oder vor Freude winseln wird; einfach, daß er nicht mehr da sein soll; dann will ich seinen Tod nicht wahrhaben!“

Nach dem Essen ging Klaus in den Garten und begrub Jockel. „Einen Stein sollst Du auch noch haben“, sagte er. „Wir werden immer an Dich denken, mein armer, kleiner Jockel. So geht es eben mit dem Leben: Auf einmal ist alles aus.“

Pahl Ol a

Am liebsten möchte ich jetzt den Wortlaut eines kurzen Artikels meines Vorgängers Dr. Klingen zitieren, den er in der Märznummer 1957 unserer Schülerzeitung veröffentlichte, denn dort ist alles Wesentliche darüber gesagt, was auch mir sehr am Herzen liegt.

Schwarz auf Weiß nennt sich Schülerzeitung und sollte „von Eurer jungen Phantasie, Eurer Begeisterungsfähigkeit und Eurem persönlichen Einsatz“ getragen sein. Daß sie erscheint, ist den meisten schon mehr oder weniger zur Selbstverständlichkeit geworden, wie sie erscheint, was sie an Beiträgen enthält, ist vielleicht nach der Auffassung mancher Schüler ausschließliche Sache der Redaktion („Wozu ist sie denn auch sonst da?“). Diese Grundlage ist jedoch für die inhaltliche Gestaltung zu schmal und bürdet zudem den jungen Redakteuren ein Maß von zusätzlicher Arbeit auf (neben ihren eigentlichen schulischen Pflichten), wie es von ihnen kaum auf die Dauer durchgehalten werden kann. Darum: **Helft alle mit, daß unsere Zeitung eine echte Schülerzeitung bleibt, daß sie eine Zeitung ist, an der möglichst viele Schüler mitarbeiten!** Ansatzpunkte für eine solche Mitarbeit sind genug vorhanden, denn sonst hätte ja eine Schülerzeitung überhaupt keine echte Daseinsberechtigung. Berichtet, was an heiteren Dingen in unserer Schule geschah, äußert, was Euch nicht gefiel und wie man es abstellen könnte, stellt Fragen, die Euch bewegen, zur Diskussion! Das weite Gebiet der Kurzgeschichte dürfte für manchen Schüler gleich welcher Klassenstufe ein dankbares Betätigungsfeld sein! Und sei es nur die Anregung zu einem Artikel, die Redaktion wird sie dankbar entgegennehmen und zu verwirklichen versuchen. Im übrigen werden unsere Redakteure gern alle erforderlichen Auskünfte erteilen und jedem beratend beistehen. Es bleibt auch weiterhin bei unserer Regelung, daß die besten Kurzgeschichten aus unserem Schulleben prämiert werden.

Dr. Kröger sprach für die

„Jugend vor der Ehe“

Nachdem der Vortrag, den der bekannte Spezialist für Eheprobleme Dr. Kröger ausschließlich für Eltern und Lehrer gehalten hatte, viel Anklang gefunden hatte, wurde diesmal die „Jugend zwischen Reifezeit und Ehe“ angesprochen. Das etwas heikle Thema hatte ein großes Auditorium angezogen. Man lauschte den Ausführungen des Fachmanns mit großem Interesse.

Wer erwartet hatte, neue Erkenntnisse zu sammeln, sah sich getäuscht. Das, was wir hörten, war lediglich eine Zusammenfassung und Aufrischung des bereits hinreichend bekannten. Um das zu sagen, bedurfte es keinen großen Vortrages. Jeder hat vom Elternhaus genug mitbekommen, und sei es nur das Gefühl dafür, wie diese Dinge zu behandeln sind. Und falls sich dennoch Probleme bilden sollten, sind die Eltern gewiß die letzten, die nicht mit Rat zur Seite stehen. Ganz gewiß aber können sie ihrem Sprößling

Deutschland-Frankreich

(Eine Artikelserie in Fortsetzungen)

In dem Hin und Her mannigfaltiger politischer und kultureller Strömungen in Europa richtet sich die Aufmerksamkeit Deutschlands immer wieder auf seinen westlichen Nachbarn, auf Frankreich. Frankreichs Grenzen berühren die lebendigsten und schöpferischsten Provinzen Deutschlands. Wohl spannt die politische Geschichte ein Gewebe von Entfremdungen und Mißverständnissen, von Erinnerungen an ebenso unglückliche Siege wie Niederlagen zwischen den beiden Nationen aus, das häufig den Blick herüber und hinüber sperrt. Aber dann kommen doch wieder Zeiten, in denen eine nüchterne Betrachtung der Tatsachen den Blick frei macht.

Unter diesen Tatsachen springt zu allererst ins Auge, daß Westeuropa, daß der westliche Staudamm, dessen Hauptstück Frankreich ist, Deutschlands bedarf, und zwar wesentlich und organisch. Die Daseinsberechtigung eines für sich zusammengeschlossenen Westeuropas liegt in der Gefahr, die vom Osten her droht. Gegen diese Gefahr ist Deutschland, ob es Frankreich gefällt oder nicht, Frankreichs Deckung.

Eine Nation, die eine Deckung darstellt, darf nicht im Zustand einer amorphen Masse gelassen werden. Sie muß von einem Widerstandswillen beseelt sein, und dazu bedarf es vor allem eines Willens zum Leben.

Im Französischen gibt es eine Wendung, die alles besagt: — Gagner sa vie — (sein Leben, d. h. seinen Lebensunterhalt, verdienen). Es genügt nicht, in der Weise eines Bausteins oder eines Balkens zu existieren. Ein Mensch existiert nur dann wahrhaftig, wenn ihm dies „gagner sa vie“ gestattet ist. Wenn er nach diesem „gagner sa vie“ handelt, dann sorgt er nicht nur für sein eigenes Leben, sondern auch für das der Gesamtheit, der er unlöslich zugehört.

Im Organismus Europas hat Deutschland weder die Rolle eines Gliedes noch des Hauptes inne, sondern die des innersten Zentralorgans. Es ist, von einem Ende des Kontinents zum anderen, vom Norden zum Süden wie vom Osten zum Westen, der vermittelnde Werkraum. Die Vorsehung hat Deutschland für diese Aufgabe mit großen wirtschaftlichen Kraftreserven, mit den notwendigen Hilfsquellen ausgestattet. Sie hat ihm noch mehr gegeben: ein unvergleichliches Netz schiffbarer natürlicher und künstlicher Wasserstraßen. Und vor allem hat sie es ferner zu einem Land gemacht, das sich

dann genauso gut helfen wie irgend ein gelehrter Psychologe. Aber man steht ja allem Anschein nach auf dem Standpunkt, die Eltern seien in der Behandlung solcher Fragen rückständig. In dieser Meinung werden Jugendliche durch einen solchen Vortrag nur bestärkt, denn jetzt muß sich der Jugendliche unverstanden von seiner Umwelt fühlen. Der Erwachsene bauscht das Problem über die unverstandene Jugend auf, und wer wird in diesem Gefühl mangelnden Verständnisses noch bestärkt, weil er merkt, daß sich alles um ihn dreht? Der Jugendliche selber.

Wozu hält man Vorträge, die doch nur im Außerlichen bleiben? Der eigentliche

in seinen Gebieten wunderbar ergänzt: Der starken Industrie Sachsens, des Rheinlands und Westfalens entspricht die leistungsfähige landwirtschaftliche Produktion der Donauebene.

Es ist unmöglich, die Karte zu betrachten und mit dem Auge oder Finger dieser langen Furche zu folgen, die von Hamburg nach Galatz führt, ohne darin ein Gebot der Natur zu erblicken, eins jener urgründigen, kosmischen Gebote der Natur, über die die Ereignisse der Geschichte nicht ewig die Oberhand behalten können. Die Flüsse sind keine Grenzen, sie sind vielmehr Werkzeuge zur Vereinigung der Länder und Völker. Deutschland, dieses weite Flußbett des Verkehrs, dieses breit hingestreckte Tal, ist nicht geschaffen, die Völker zu trennen, sondern sie zu verbinden. Es ist geschaffen, Europa als „Seele“ zu dienen, nicht im spirituellen Sinne verstanden, sondern im Sinne eines unser Europa von innen her zusammenhaltenden Organs.

In dieser Sicht ist die föderative Gestaltung für die Nationen unendlich viel praktischer, wirksamer und reicher an Möglichkeiten und Anpassungsfähigkeit als die starre und unitaristisch-zentralistische Form, die im 19. Jahrhundert vorgeherrscht hat. Es sind die Vereinigten Länder von Deutschland, durch die die Vereinigten Staaten von Europa ins Leben gerufen werden.

Ich entsinne mich einer Aufführung des „Seidenen Schuhs“ von Claudel in Köln, die mich besonders beeindruckt hat. Dieses Drama enthält eine Szene, bei der es sich um die musikalische Berufung Deutschlands handelt, um jene Harmonie, deren Quelle es immer gewesen ist und die sich durch keine geographischen und sprachlichen Grenzen je hat hemmen lassen, von jenem „Rendez-vous, das Deutschland Frankreich auf einem goldenen See gab.“

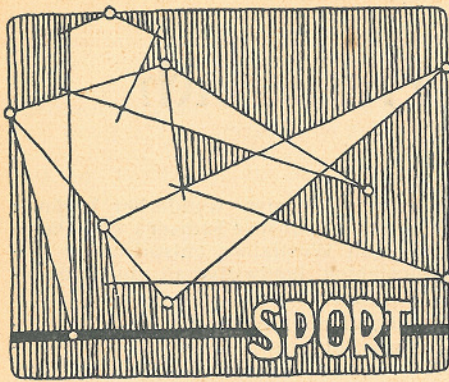
Die Rolle Frankreichs ist es, zu verstehen. Warum sollte Deutschland nicht die Rolle des „consentir“, im etymologischen Sinne (consentir = sentire cum = mitfühlen), zukommen? Die Aufgabe, all den verschiedenen Nationen, die Deutschland umgeben, lebendig bewußt werden zu lassen, daß sie einander brauchen — die Freude, die sie einander zu verschaffen vermögen, und das Gefühl, um mit einem Psalmwort zu sprechen: — Wie gut und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen.—

Dr. Nagel

Kern der Sache, was nämlich in dem jugendlichen in dieser Zeit der Reife vorgeht, wird niemand je ergründen. Was der Jugendliche wissen muß, lernt er im Elternhaus, auch wenn die Eltern noch so „rückständig“ sind, wie mancher glauben möchte. Alles andere führt zwangsläufig nur zu einer Entfremdung zwischen Elternhaus und jugendlichem. Und das will man mit derartigen Vorträgen gewiß nicht erreichen!

Man sollte sich damit begnügen, das Wissen der Fachleute den Eltern zu übermitteln. Für die Jugendlichen ist es, in dieser Weise vorgetragen, nur schädlich.

H. Enderlein



SCHULSPORTFEST

Unser diesjähriges Schulsportfest wurde am 11. Juli bei gewittrigschwülem, aber immerhin trockenem Wetter durchgeführt. Die Leistungen haben sich auch in diesem Jahr im ganzen gesehen merklich gebessert. So sei besonders hervorgehoben, daß nicht weniger als fünf Schüler im Weitsprung an die Sechs-Meter-Grenze kamen. Auch im 100-Meter-Lauf unterboten drei Schüler die 12 Sek. Etwa 50 Schüler werden durch eine Ehrenurkunde, etwa 150 Schüler durch eine Urkunde des Kultusministers ausgezeichnet werden.

Im Mannschaftskampf siegte wieder die jetzige U Ia. Sie konnte den Preis für die beste Mannschaftsleistung zum vierten Mal hintereinander erringen. Die 76 Punkte dieser Klassenmannschaft verteilen sich auf 58 Punkte für den Dreikampf und 18 Punkte für den 4×100-m-Staffellauf. Den zweiten Platz belegte die O IIa mit 74 Punkten, die sich vor allem durch einen guten Staffellauf so weit vorarbeiten konnte. Dritter des Mannschaftskampfes wurde die O Ib mit 68 Punkten.

Im Einzelkampf belegte, wie schon vor zwei Jahren, Heinz-Georg Schneider O Ib mit dem ausgezeichneten Ergebnis von 78 Punkten den ersten Platz vor dem Vorjahrsieger Kerber O IIa (74 Punkte). Es folgen Kohlmeier U IIb und Nettersheim U IIa mit je 70,5 und Oesinghaus U Ia mit 69,5 Punkten. Schneider erreichte schon mit zwei Übungen (Weitsprung und Kugelstoßen) 58 Punkte.

Die herausragenden Einzelergebnisse:

Läufe

50 m	Doll IVa	7,6 Sek.
75 m	Treude Va	11,3
100 m	Otto O Ib	11,5
	Kerber O IIa	11,8
	Fischbach O IIa	12,0
1000 m	Löscher O Ib	2:59,7 Min.
	Kraft U IIa	2:53,4
	Halbe O IIIa	3:11,5

Weitsprung

Schneider O Ib	6,40 m
Oesinghaus U Ia	6,30
Döbner O IIb	6,15
Kerber O IIa	6,11
Roitzheim O IIIa	5,15
Schnierda Va	4,15

Hochsprung

Kriegeskotte U Ib	1,65 m
Sinns U Ia	1,65
Alberts U IIa	1,53
Brand IVb	1,34
Lieverscheid Va	1,04

Kugelstoßen

5 kg	Alberts U IIa	11,75 m
6 $\frac{1}{4}$ kg	Oesinghaus U Ia	10,69
7 $\frac{1}{4}$ kg	Schneider O Ia	10,51

Schlagball

Doll IVa	55 m
Simon U IIIa	69

Die Ballwettbewerbe, die nachmittags nach den 100-m-Endläufen und den Staffelläufen der Klassenmannschaf-

Bannervorkämpfe in Bonn

Wie schon in den drei letzten Jahren fanden die Vorkämpfe für die Bannerspiele in der herrlich gelegenen Bonner Gronau statt. An der Veranstaltung, die sicher eine halbe Stunde verspätet begann, nahmen mehr als zehn Jungengymnasien teil.

Das Gummersbacher Gymnasium kann mit dem Abschneiden seiner 15köpfigen Leichtathletikmannschaft recht zufrieden sein, denn die Erfolge waren größer als man erhofft hatte. Daß z. B. beide 4×100-Meter-Staffeln siegreich aus diesem Vorkampf hervorgehen würden, hatten wir wirklich nicht gedacht.

Man begann mit den 100-m-Läufen. In der Oberstufe hatten unsere Schüler gegen solche Könner wie Tartz und Kühn, die in diesem Jahr schon weit unter 11 Sekunden liefen, nicht viel zu bestellen. Otto schied mit 11,7 und Fischbach mit 11,9 Sek aus. Den Mittelstufenlauf dagegen konnte Kerber mit 11,7 gewinnen. Beim anschließenden Kugelstoßen schied Schneider durch dreimaliges Übertreten aus. Alberts belegte in der Mittelstufe mit 11,38 m den 5. Platz. Dann kam jedoch die große Überraschung durch Krafts 3000-m-Sieg in der für ihn sehr guten Zeit von 9:44,5. Kraft lief ein taktisch kluges Rennen, ließ sich bis in die letzte Runde als Dritter führen, zog dann los und entschied das Rennen mit 10 m Vorsprung für sich.

Während dieses Laufes wurde der Weitsprung ausgetragen, bei dem sich nur Drechsler in der Oberstufe mit 5,95 m als Zweiter durchsetzen konnte, Oesinghaus schied mit 5,88 m aus. Auch Kerber, der

im vorigen Jahr mit 5,93 Erster geworden war, ging in der Mittelstufe mit 5,55 m leer aus.

In den anschließenden Staffeln mußte die Oberstufe schon neuen Schulrekord laufen (45,8 Sek), um sich noch als zweite Mannschaft für die 4×100-m-Staffel in Düsseldorf zu qualifizieren. Die Mittelstufe wurde wie schon im vergangenen Jahr mit 47,8 Erster. In der 3×1000-m-Staffel sah man, wie Grock aus Waldbröl als letzter Läufer der Staffel sicher über 100 m Boden gutmachte und so seine Mannschaft von dem letzten bis zum dritten Platz vorbrachte. Für ihn wurden hervorragende 2:30,2 gestoppt.



(Photo ohne Vermerk)

50. Bannerkampf in Düsseldorf

15.—16. Juli

Mit einer halben Stunde Verspätung begann die Jubiläumsveranstaltung der Bannerspiele in Düsseldorf. Der prasselnde Regen hatte sämtliche Übungsanlagen unter Wasser gesetzt, daß wir lange warten mußten, bis sie wieder benutzbar waren.

Der Bannerfünfkampf endete mit einem Sieg des Kreisgymnasiums Heinsberg, das im Durchschnitt die ganz ausgezeichnete Punktzahl 101,37 erreichte. Somit wurde das Humboldt-Gymnasium Solingen-Ohligs, das das Banner acht Mal in ununterbrochener Reihenfolge gewinnen konnte, nur zweiter Sieger mit 95,40 Pkt. Die Gummersbacher belegten mit 86,8 Pkt. noch einen beachtlichen zwölften Platz, wenn man bedenkt, daß nicht weniger als 114 Schulen teilnahmen. In der Oberstufe belegte Schneider O Ib mit 100 Pkt. den 20. Platz. Er sprang 6,15 m und stieß die Kugel 12,20 m. Es folgen Kriegeskotte (98 Pkt.) an 28., Bohle (89 Pkt.) an 161., Otto (79 Pkt.) an 246. u. Grothe (78 Pkt.) an 268. Stelle. Otto lief die 100 m in 11,8 Sek und Grothe erreichte in der Bodenübung 23 Punkte.

In der Mittelstufe belegten Mutschler und Kerber mit 92 Punkten den 74. Platz. Ihnen folgten Alberts mit 85 Pkt. auf dem 142., Braun mit 82 Pkt. auf dem 188. und Becher mit 78 Pkt. auf dem 252. Platz.

ten ausgetragen wurden und an denen alle Klassen teilnahmen, wurden nach dem K.o.-System durchgeführt. Die Endergebnisse:

Hallenhandball Oberstufe

U Ia — O Ib 3:2

Hallenhandball Mittelstufe

U IIa — U IIb 8:1

Das Völkerballturnier der Unterstufe gewann die IV b.

Zur gleichen Zeit fanden die Schwimmwettkämpfe statt, bei denen unsere Schulmannschaft den 4. Platz erreichte. Schlichter wurde über 100 m Brust in 1:25,4 Dritter. Unsere 4×50-m-Kraulstaffel wurde in 2:06,1 Minuten vierter Sieger und belegte diesen Platz auch in der 4×50-m-Lagenstaffel (2:21,3 Min.).

Unsere Turner hatten am Vortag den 6. Platz erturnt. Es gab folgende Einzelergebnisse: Mutschler erreichte Platz 9, Kriegeskotte Platz 27 und Braun Platz 51.

Bei den Einzelwettkämpfen am Nachmittag gab es in den Läufen ganz hervorragende Ergebnisse. Unsere Gummersbacher schieden leider alle schon in den Vorkämpfen aus, sowohl Kerber über 100 Meter und Schneider im Weitsprung, wie die beiden 4×100-m-Staffeln und auch Kraft über 3000 m, der aufgab.

Über 100 m Oberstufe gewann Schulte-Bunert (Merkator Dinslaken) in 10,7 Sek. Ihm folgten ein 10,8- und drei 10,9-Sek.-Läufer, so daß alle Endlaufteilnehmer unter 11 Sekunden liefen. In der Mittelstufe gewann Ulaska in 11,2 vor Rosenthal in 11,5 Sek.

Den Höhepunkt der Veranstaltung brachten die Staffeln. Hier gewann Humboldt-Düsseldorf in 43,3 Sek. vor Aposteln-Köln 43,7 und Humboldt-Essen in 43,8. In der B-Jugend gewann Gerresheim in 45,9 vor Couven-Aachen in 46 Sekunden.

Den Abschluß der Bannerwettkämpfe bildeten eine Volkstanzvorführung der Düsseldorfer Mädchenschulen und die Siegerehrung.

Am Rande vermerkt: Die meisten anderen Schulen brachten mehrere Busse mit Schlachtenbummlern mit. Die meisten Wettkämpfer bekamen von ihren Schulen 2,— bis 7,— DM Taschengeld für Straßenbahn etc.

Apotheke am Markt

W. Schloßmacher

GUMMERSBACH

Kaiserstraße 44

Kaiserstraße 44

Optik bringt Freude!

Feldstecher · Mikroskope · Barometer
Theatergläser · Lupen · Kompass

Brillen-Löwe Augenoptikermeister
Gummersbach, Moltkestr. 17 gegenüber der Gasgesellschaft

Otto Frackenpohl

Eisenwaren, Haus- und Küchengeräte

Gummersbach Rhld.

Kaiserstraße 5

Telefon 2478



OBERBERGISCHE BÜCHERSTUBE
Adolf Osberghaus · Gummersbach



Musik - Instrumente

wie

Akkordeons - Gitarren
Blockflöten - Mundharmonikas u. a.

sowie

Schallplatten und Noten

kauft man im Fachgeschäft

MUSIKHAUS JORETZKI, Gummersbach

Kaiserstraße 22 · Telefon 2797

FÄRBEREI UND CHEMISCHE REINIGUNG

Thiel

Gummersbach, Hindenburgstr. 39

" Kaiserstr. 30

Dieringhausen, Kölner Straße 61

Bergneustadt, Kölner Straße 186

Annahmestellen überall im Oberberg. Kreis

ENG P A S S

Die gemütliche, kleine Gaststätte
im Herzen der Stadt

Josef Klein

Gummersbach, Markt-Ecke Kirchstraße



Bergische Apotheke

Arthur Greive

Inh.: Karl-Egon Spahn

Gummersbach, Kaiserstraße 40/42

Fernruf 2160



AUGUST RÜGGEBERG
MARIENHEIDE / RHLD.

Werkzeug-
und Werkzeugmaschinenfabrik

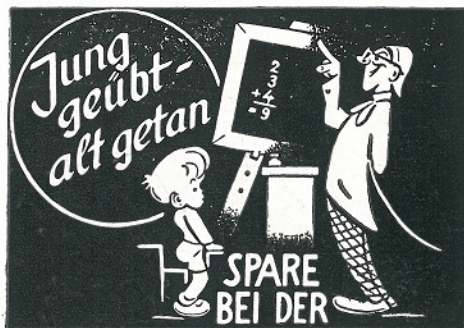
Emil Wilh.

Sondermann

Gummersbach/Rhld.

Spinnerei

und Strickwarenfabrik



STÄDTISCHEN SPARKASSE
GUMMERSBACH

Zweigstellen:

DERSCHLAG

NIEDERSESSMAR

VOLLMERHAUSEN



Tonband-Wunderband

Eine Welt von Tönen und Stimmen können Sie damit einfangen. Kommen Sie bitte zu einer unverbindlichen Vorführung. Die Anschaffung erleichtert Ihnen durch bequeme

Raten

Rundfunk - Weller

Gummersbach

Ihr Funk-u. Fernsehberater

Beratungsstelle des Deutschen Tonjägerverbandes e. V.

Buchhandlung Emil Gronenberg

Moltkestraße 13

Sämtliche Schulbücher

(Lehrbücher, Lektüren, Wörterbücher)

sowie alle Schulartikel

Durchgehend geöffnet von 7.30 — 18.30 Uhr